Mennonitische Volkswarte

P. S. Hildebrand



1936

Juli

2. Jahrg. Lfd. Nr. 19

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John. Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH — MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des Juli-Heftes:



Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 7 Juli 1936 Jahrg. 2

GERHARD TOEWS / Georg De Brecht /

Glücksfranz und sein Peter

Erzaehlung

Fortsetzung und Schluß

13. Kapitel

Als Peter Franz den schmutzigen Waggon des Frachtzuges bestieg, saßen schon vier junge Männer in demselben. Drei von ihnen spielten Karten auf dem kohlenstaubigen Boden. Der vierte lag auf Zeitungen ausgestreckt und schlief.

„Welcher Müllhaufen war das?" fragte der eine der Spielenden. Peter verstand ihn nicht.

„Die Stadt meine ich!"

„O Dogsville!"

„Sehr gut — Hundenest also und bist du der Hundemeister?"

Peter schwieg. Ihm würgte etwas die Kehle. Wollte er jetzt schon lau werden in seinem Vorhaben . . . .?

„Na, erzähl uns mal vom Hundenest. Was habt ihr hier? Geizige Farmer, stehlende Händler? oder willst du mit uns nicht reden?"

Peter erzählte von Dogsville. Von schlechten Ernten, schlechten Preisen.

„Du bist kein Engländer. Was für ein Landsmann bist du?"

„Holländer," sagte Peter.

„Du, Dutchy, wach auf !! Deine Verwandtschaft ist angelangt".

„Drei Hurrahs für die Holländer. Gebt doch dem Kerl eines in die Rippen. Will er nicht aufwachen, wenn wir hier vielleicht seinen Bruder aufgestöbert haben."

„Yankee, warum brüllt dein Maul so. Wir sind doch hier im gesitteten Canada. Manieren hast du keine — das muß ich sagen."

„Und du? Hier erlaube mal: Dein Landsmann, wohnhaft im Hundenest. . . ."

„O halt die Fresse!"

Braune, neugierige Augen sahen Peter an.

„Du bist ein Holländer?"

„Ja!"

Dann hörte er fremde Worte. Zuerst versuchte er zu verstehen, was der Liegende sagte. Er gab den Versuch auf.

Der Holländer schwieg, als warte er auf Antwort. Die Antwort blieb aus.

„Hast mich nicht verstanden. Wie sprecht ihr zu Hause?"

„Deutsch!"

„Na, dann bist du doch ein Deutscher. Was quatscht du denn für Geschichten. Yankee, laß mich schlafen, die Verwandtschaft ist faul."

Der Yankee schimpfte.

„Ihr Deutsche macht mich krank. Schämt euch, deutsch zu sein, und dann sollen wir noch groß von euch denken. Ich bin ein Engländer. Die nennen mich Yankee, weil ich sehr hastig die Staaten verlassen mußte. Also ich bin ein Engländer, und wenn wir im nächsten Kriege Dresche krie-

gen, dann bleibe ich doch Engländer, und ich will den verdammten Hund sehen, der dieses von mir Gesagte bestreiten will! Frenchy, du schummelst. Du verstohlener Hundesohn, mit dir spielen wir nicht mehr. Willst du spielen, Deutscher?"

Peter schüttelte den Kopf. Da ließen sie ihn in Ruhe.

Er legte sich seinen Sack, in dem er etwas Wäsche und Kleider mitgenommen,in eine Ecke und setzte sich darauf.

So fuhren sie bis in die Nacht hinein.Peter war eingeschlafen.Als der Zug auf einer Station längere Zeit anhielt,erwachte er. Zuerst mußte er sich besinnen, wo er sei. Dann fiel ihm alles wieder in den Sinn. Er war von Hause weggelaufen . . . .

Ihm kam der Gedanke: wie wenn er jetzt zurück gehe — heim zu den Eltern. Da sah er des Vaters wutverzerrte Züge vor sich. Nein ! Nein! Komme was da wolle !

Draußen ließen sich Stimmen hören. Jemand schob die Tür auf. Schon fiel das Licht einer elektrischen Lampe ins Innere des Wagens.

„Fünf," sagte eine barsche Stimme. „Kommt heraus ! Langsam!"

Sie gehorchten. Sie standen draußen. Der Polizist und ein Bahnbeamter musterten sie mißtrauisch. Da geschah etwas Unerwartetes.

Yankee schlug dem Polizisten die Lampe aus der Hand.

„Lauft !"

„Halt oder ich schieße !"

Peter wußte nicht was zu tun. Einer hatte ihn an der Hand gepackt und schleppte ihn vorwärts.

„Komm ! Schnell !"

Zwei Schüsse knallten.

„So jetzt kann er uns nachschießen, das bezahlte Luder ! Wir müssen bis zur nächsten Stadt gehen. Jetzt fanden sich auch die andern ein. Lachend und schimpfend stolperten sie zwischen den Schienen dahin.

Als sie am Morgen die Stadt erreichten und die vier Gesellen einen Güterzug bestiegen, blieb Peter zurück. Ihm war die Gesellschaft doch zu unheimlich geworden. Gestern noch war er in Ruhe und Frieden zu Hause gewesen und etliche Stunden später schon wie ein wildes Tier gejagt worden.

Peter wartete auf der Hauptstraße der Stadt. Er wollte Farmarbeit. Der Inhaber eines Ladens bemerkte ihn. Ob er nach Arbeit suche. Ein Farmer habe eben nach einem Arbeiter angefragt. Ob er hinaus auf die Farm wolle. Peter bejahte. Nach zwei Stunden kam der Farmer ihn holen. Der Farmer fuhr ein altes Fordauto und spuckte Tabaksaft rechts und links.

Ob Peter kochen könne.

„Nein !"

„Das ist schade, sehr schade !"

Dieses wiederholte er mehrere Male auf der Heimfahrt.

Peter blieb bei ihm nur drei Tage. Als er wieder arbeitslos in der Stadt war, sagte der Ladeninhaber, der ihm die Stelle vermittelt: „Das sind zwei Tage mehr als irgend ein weißer Mensch beim alten Tom ausgehalten habe — dir wird es auf diese Rekommandation nicht an Arbeit fehlen. Sollst mal sehen !"

Er behielt recht. Peter bekam bald mehr Arbeit, Bald hier, bald dort. Um diese Zeit schrieb Peter einen Brief an Linda Gutknecht. Als er den Brief aber absenden wollte, erinnerte er sich mit Schrecken, daß er ja keine genaue Adresse habe. So hielt er den Brief bei sich. Wenn er erst genug Geld haben würde, dann könne er mal bis in die Stadt fahren und Linda suchen. Das müsse gehen.

Als ihn im Dezember sein letzter Arbeitgeber zur Stadt brachte, fiel der erste Schnee. Peter hatte seine Abreise von dieser Stelle selber beschleunigt: denn die sehr liebeshungrige Farmerstochter hatte es auf ihn abgesehen. Da drückte Peter sich

zum Leidwesen des Farmers, der ihn gerne zum Winter behalten wollte, wobei er es sich ob der Moral seiner Tochter nicht sonderlich schwer machte.

Wie nun Peter sein Geld erhalten und das Cafe des Chinesen betritt, wer begrüßt ihn da, als hätten sie ihn schon schmerzlich erwartet?

Die vier Landstreicher vom Güterzug.

„Nun soll mir aber einer sagen, diese Welt ist groß! Mensch, man tritt sich ja fortwährend gegenseitig auf die Hühneraugen. Wir begrüßen den verlorenen Sohn. Als Vorsitzender dieser Versammlung stelle ich den Antrag, daß wir die große Freude begießen!"

So brüllte Yankee.

„Ich unterstütze den Antrag," kreischte Frenchy.

Peter mußte mit. Natürlich wollte er sie nicht gleich vor den Kopf schlagen. Natürlich wollte er ihnen den kleinen Gefallen tun. Natürlich bezahlten sie und er würde auch so schnell wie möglich sich von den Kumpanen entfernen. Das waren so Peters Vorsätze. Wie Vorsätze nun einmal sind: sie sind so schwer zu halten und so sehr leicht umzuwerfen. Peters Vorsätze waren nicht besser als sonstige bei ähnlicher Gelegenheit.

Als Peter wieder zu sich kam, wußte er im Augenblick weder Datum noch Monat. Er lag auf einem schmutzigen Bett. Vor ihm stand ein Chinese und versuchte ihm etwas klar zu machen. Das Peter denn auch endlich begriff. Er solle sich schehren, solche Menschen wie er beherberge man hier nicht.

Peter griff nach seiner Geldtasche. Sie war da! Sie war leider — leer.

In Peters Hirn kam wieder Ordnung.

„Sie haben mich bestohlen."

Diese Feststellung ließ den Asiaten kalt, sehr kalt.

Er gab nicht nach. Peter mußte hinaus. Peter war am Verzweifeln. War dieses die Freiheit, die er gesucht? Von irgendwo kamen ihm plötzlich die Worte:

„Hast du's getan, so sei ein Mann und trag die Folgen!"

Ach ja, das hatte die Mutter gesagt. Er wollte ein Mann sein. Er ging wieder zu seinem Farmer und verdiente bei ihm 5 Dollar monatlich. Die in ihrer Liebe verschmähte Tochter ließ ihn in Ruhe — er sei ja nur so eine kalte Leiche! Peter war jedoch weder kalt noch eine Leiche. Nur jetzt, wie noch oft stand vor seinem geistigen Auge ein liebes Gesicht und vertrauensvoll ihn anblickende Augen und dann hörte er wieder die Stimme der Mutter: hell und klar. Da focht ihn die liebeheischende Farmvenus nicht mehr an.

So schuftete Peter für seinen Unterhalt. Von dem, was zu Hause vorgegangen, wußte er nichts. Der Brief an Linda aber blieb noch wieder in seiner Brusttasche. Die vier Gesellen des Güterzuges sah Peter durch den folgenden Winter überhaupt nicht mehr.

14. Kapitel

Der letzte Junitag 1935 in Regina, der Hauptstadt der Provinz Saskatchewan. Ein Sonntag. Die Stadt im Zeichen verhaltener Unruhe. über tausend sogenannte „Striker" waren auf ihrem Wege nach Ottawa hier aufgehalten worden. Man hatte sie in dem Ausstellungsstadium einquartiert. Verschärfte Polizeiaufsicht. Erhitzte Gemüter. Wühlarbeit der Kommunisten.

Peter Franz hatte eben ein sehr einfaches Mittag in einem kleinen Lokal in der Nähe des C. P. Bahnhofes zu sich genommen. Er war mit der Horde der Unzufriedenen bis nach Regina gekommen. Schon über ein Jahr trieb es ihn von Ort zu Ort. Noch hatte er nicht genug verdienen können, um seine Flucht von

Hause zu rechtfertigen. Peter war verbittert. Doch noch trug er in seiner Tasche einen arg mitgenommenen Brief, der die Anrede „Liebe Linda" trug.

Peter blieb noch am Tisch sitzen, trotzdem er die Mahlzeit beendigt. Ihn graute, wieder auf die Straße zu gehen. Das Quartier im Ausstellungsgebäude ekelte ihn an, besonders nach der letzten Nacht. Doch wollte er daran nicht mehr denken. Daß es so etwas gab! Oder war er zu hart in seinem Urteil. Auf jeden Fall hatten sich seine Wandergefährten prächtig amüsiert. Pfui!

Seine Grübelei wurde unterbrochen. Yankee, Frenchy und Dutchy erschienen und setzten sich an seinen Tisch.

"Warum bist so plötzlich ausgerissen, letzte Nacht?"

Frenchy lachte, daß seine spitzen Zähne blitzten.

„Die kleine Schwarze hat noch nach dir gefragt."

„Verdirb die junge Unschuld nicht," sagte Yankee.

„Ach, laßt mich in Ruhe! Warum verfolgt ihr mich mit euren verrückten Bemerkungen, ihr Landstreicher?"

„Und du? Bist vielleicht erster Klasse nach Regina gekommen, Mr. Peter? Du, weißt was? Deine Landsleute veranstalten hier heute allerhand, nennen das Ding „Deutscher Tag." Da darfst du nicht fehlen. Vielleicht fällt da auch etwas für dich ab. Du mußt unbedingt hin!"

„Und wenn ich hingehe, willst du mich hindern, französischer Gauner du?"

„Ruhe! Könnt ihr zwei euch nicht vertragen?"

Yankee schlug mit der Hand auf den Tisch. Frenchy war aufgesprungen.

„Laßt mich an ihn hinan, den Hitler! Ich sag euch . . „. ."

Dutchy zog den Erregten auf seinen Stuhl zurück. Peter ging hinaus.

„Vergiß nicht die Versammlung morgen abend!"

Peter quälte sich. Warum sollte er eigentlich nicht mal hin und sich das Ding: „Den Deutschen Tag ansehen." Was gingen ihn im Grunde genommen die aufgewiegelten Streiker an? Doch erst abends wagte er es, sich die Schlußvorstellung des Deutschen Tages von Regina anzusehen. Ungläubig sah er die großen Massen der versammelten Deutschen. So viele?

In einer Pause redete ihn ein Mann von etwa 50 Jahren deutsch an:

„Sind Sie Deutsch?"

Peter bejahte.

„Wie kommen Sie unter die Streiker?"

Zuerst schwieg Peter, dann sagte er:

„Keine Arbeit. Wo sollen wir hin?"

„Arbeit? Wissen Sie was? Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich nehme Sie zu mir auf die Farm und gebe Ihnen Arbeit bis zum Winter. Was sagen Sie?"

„Ich kann wohl nicht gut ab. Ich werde sehen. Wo könnte ich Sie finden?"

„Ich stehe im Hotel Regina. Ich fahre morgen abend oder Dienstag früh. Auf Wiedersehen. Doch halt! Mein Name ist Strobel."

Als Peter ins Lager kam, hörte er die verschiedensten Gerüchte. Auch bemerkte er, daß viele ihn scheel von der Seite ansahen. Dutchy kam zu ihm, ehe er auf seinem Strohsack einschlief.

„Paß auf, was du tust. Frenchy hat es etlichen unter die Nase gerieben, du seiest ein von der Polizei bezahlter Spion. Die Sache kann dir gefährlich werden."

„Ist erlogen. Doch danke, Dutchy, für die Warnung!"

„Das ist schon gut. Wollte mein Bestes tun. Waren damals sehr abscheulich zu dir."

„Was denkst du davon, was sich die

Leute hier erzählen, man wolle es draufankommen lassen?"

„Weiß nicht, Junge, kann man nicht wissen. Ich habe einen Bekannten in der Polizei, und der sagte mir heute, ich solle mich vorsehen. Das ist alles. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Dutchy!"

Der erste Juli war sonst ein Tag, wie jeder andere — nur daß er ein gesetzlicher Feiertag war.

Peter merkte, daß Frenchys Lügen gegen ihn Früchte getragen hatten. Überall trafen ihn feindliche Blicke. Etliche Male hörte er das Wort „Spion." Sein Entschluß wurde fest: noch an diesem Tage das Arbeitsangebot des deutschen Farmers anzunehmen. Gegen Abend ging er das Hotel Regina suchen. Es lag gegenüber dem Marktplatze, wo sich gerade Streiker und viele andere zur Massenversammlung einfanden.

Im Hotel fragte er nach Strobel. Er wohne noch da, doch im Augenblick gerade ausgegangen. Peter schlenderte zum Marktplatz hinüber. Hier begann gerade ein Bürger Reginas, einer der die Streiker unterstützte, seine Rede. Sie war voll giftiger Ausfälle gegen Regierung und Polizei. Die Menge klatschte Beifall. Peter stand unweit der Tribüne, auf der Redner und Lautsprecher standen. Neben sich bemerkte Peter Frenchy, Yankee und Dutchy, doch sahen sie ihn nicht. Als der Mann sein Vitriol verspritzt, bestieg ein langhaariger Streiker die Tribüne. In dem er sich nervös mit den Fingern durch's Haar fuhr, rief er zur Sammlung von Geldspenden für die Streiker auf.

„So hier jemand ist, der uns einen Dollar geben will, der tue er jetzt!"

Die Sammlung war schon vorher polizeilich verboten.

Über den Marktplatz ging es wie ein Wirbelwind. Peter fand sich auf der Erde und als er sich aufrichten wollte, stieg jemand mit schwerem Tritt auf seine linke Hand. Als er endlich aufkam, sah er die Menge in wilder Flucht vor heranmarschierender Stadtpolizei. Neben sich sah Peter plötzlich Frenchy nach einem Stein langen und ihn unter die Polizei werfen. Hernach wußte Peter nicht mehr, wie alles gekommen. Von zwei Seiten stürmte Polizei. Er sah nur, wie die berittene Polizei zu Fuß anrückte und den Steinhagel der Streiker über sich ergehen ließ, bis plötzlich das Kommando zum Angriff gegeben wurde. Frenchy und Yankee warfen mit Steinen, als die Polizisten ankamen. Dann geschah alles blitzartig. Peter sah vor sich das bleiche Gesicht eines Polizisten. Den Arm mit dem Knüppel hatte er zum Schlag erhoben. Er kam auf Peter zu.

„Steine werfen willst du Hund!"

Ohne wirkliches Bewußtsein packte Peter einen Knüppel, sprang seitwärts und schlug den Polizisten über den Kopf. Dieser fiel hin. Peter sah ihn fallen, sah sein Gesicht, er würde es im Leben nicht vergessen.

„Du hast es ihm gegeben," schrie hinter ihm eine Stimme.

Es war Dutchy.

Peter überkam die Angst, ganz schreckliche — Angst. Ob er tot ist?

Peter sah aus dem Wirrwar zu kommen. Er kam bis ans Hotel Regina. Da donnerte Hufschlag heran. Die Berittenen säuberten die Straßen. Steinwürfe empfingen sie. Die Bevölkerung schimpfte und tobte. Ihre Disziplin wankte nicht. Die Zähne zusammengebissen, taten sie ihre Pflicht trotz der Schmähungen. Mit vielen andern wurde Peter durch die Tür des Hotels gedrängt. Da sah er den bekannten deutschen Farmer neben sich. Peter stieß ihn an.

„Wollen Sie mich noch mitnehmen?"

„Ja! Ich will so schnell wie möglich fort. Nein, so eine Geschichte! Die reine Revolution. So wird es wohl

in Rußland gewesen sein. Kommen Sie mit! Ich bin gleich fertig."

So kam Peter mit dem Farmer Strobel aus der Stadt, ehe noch die Demolierung der Fensterläden losging und ehe noch des politischen Gehaders müde, die Polizei durch ein paar Salven um 11 Uhr den Unruhen ein sehr jähes Ende bereitete.

Über Saskatchewans Hauptstadt senkte sich dann wieder Frieden und Ruhe, nur das Gehämmer der Handwerker, die zertrümmerte Fenster vernagelten, störte die nächtliche Stille.

Zu Peter und Strobel, als sie durch die Getreidefelder fuhren, drang der Geruch des strotzenden Grüns. In den Pfützen quackten die Frösche.

Peter sah aber noch immer den fallenden Polizisten, sein Gesicht, den erhobenen Arm — Ob er noch ....?

Zu Strobel sagte er aber nichts.

15. Kapitel

Am Abend des 2. Juli. Farmer Strobel war gegen Abend noch im Städtchen gewesen. Er hatte die letzte Zeitung gekauft.

„Einen Polizisten haben sie erschlagen, die Halunken. Wie konnten Sie nur mit solchem Pack zusammengehen?"

„Wie geschah es?" fragte Peter tonlos.

„Einer hat ihn über den Kopf gehauen — nachher die andern. Vielleicht war er schon vom ersten Schlag tot. Die Polizei soll den Tätern schon auf den Spuren sein. Hoffentlich haben sie die Helden bald."

„Ja." Weiter sagte Peter nichts. Auch fragte er nicht mehr.

Er sah hinaus zu kommen. Er wollte mit seinen Gedanken allein sein. Was sollte er nun tun? Narr, sagte eine Stimme, wer weiß davon. Niemand hat's gesehen. Das von der Polizei, und daß sie den Täter aufspüre, das ist doch nur Zeitungsfimmel. Ja, aber, wenn . . . "

Plötzlich kam wieder der Mutter Wort:

„Was dich das Leben tun läßt, sei ein Mann und trage die Folgen!"

Ja was sollte er tun? Sich melden? Nein, das tut er nicht. Es war nicht meine Schuld, ich hatte nichts getan, der Mann wollte mich schlagen, vielleicht totschlagen. Nein, laß sie mich erst finden . . .

Peter blieb bei Strobel in Arbeit. Strobel war mit der Arbeit zufrieden. Der junge Mann hat sicherlich arbeiten gelernt. Nur sein scheues Wesen — als fürchte er sich. Als drohe ihm etwas.

An Peter zehrte die Angst die Ungewißheit.Er hatte nicht gewagt in der Zeitung die Geschichte des Polizistenmordes zu verfolgen. Jedes Auto sah er zuerst dauraufhin an, ob nicht jemand von der Polizei Insasse des Autos sei.

So ging der Sommer ins Land. Der Herbst war auch schon ein Stück vor. Die Dreschmaschinen brummten ihre eintönige Melodie. Peter arbeitete an einer großen Maschine. Seinen Mitarbeitern gegenüber war er mißtrauisch. Wer konnte wissen, ob nicht Polizeispione herum seien. Wie hatte Frenchy ihn doch verdächtigt? Spion der Polizei! Ha! Jetzt war er selber in Angst vor Spitzeln.

Strobel wollte den Peter zum Winter halten. Peter blieb, Strobels Farm schien ein ideales Versteck zu sein.

Im Dezember überhörte er im Städtchen eines Tages das Gespräch zweier Farmer. Sie redteten von den Mördern des Polizisten Miller.

„Nichts kriegen sie heraus. Sonst hätten sie die Kerle schon."

„Das denkst du. Ich werde dir sagen, was dabei rauskommt. Irgend einer, der am wenigsten Schuld hat, wird hängen. Der oder die Hauptleute gehen leer aus. Sie sind zu feige und lassen lieber einen andern leiden. Solche Kerle sind das."

Am Abend und durch die Nacht kämpfte Peter den schwersten Kampf seines jungen Lebens. Der Mutter Einfluß siegte — er würde die Folgen tragen. — Nur Mutter und Vater wollte er schonen. Seinen Namen würden sie nicht durch alle Zeitungen des Landes schmieren.

Am nächsten Tage bat Peter seinen Brotherrn, ob er nach Regina mitfahren dürfe. Seine Bitte wurde ihm erlaubt.

Noch waren die Wege schneefrei. Die Kälte aber ging schon bis auf die Knochen.

Etwa zehn Meilen vor Regina sahen sie ein Auto am Wege stehen. Als sie näher kamen, sprang ein Mann mitten auf den Weg und hob die Hand.

Peter stockte der Herzschlag. Wäre er doch eher gefahren. Jetzt war's zu spät. Da stand die lange schmierige Gestalt in der berühmten Uniform. Peter ging es noch durch den Kopf: sie sind ihnen auf der Spur.

Strobel hielt still. Der Beamte trat heran. Strobel ließ das Glas herunter.

„Was ist los? Sind Sie krank?"

Der Polizist deutete auf Peter. Dieser saß, als sähe er einen Geist.

„Nein. Mir ist nichts," keuchte er und atmete schwer.

Da wandte sich der Mann an Strobel.

„Würden Sie mich bis Regina mitnehmen. Mein Auto will nicht mehr."

„Ja, aber natürlich. Peter, setz dich nach hinten."Peter gehorchte,und der Beamte setzte sich neben Strobel.

Peter aber sah von hinten starr ins Gesicht des Polizisten. Es konnte kein Zweifel sein. Da war auch die Narbe am Kopf. In Peter stieg es auf, wie ein Danken und Loben. Gott, nun bin ich doch kein Mörder. Mutter, Vater ich soll sehen — die Schwestern. In seiner Aufregung stöhnte er so, daß der Polizist sich erstaunt umsah.

He, haben wir uns nicht schon mal gesehen?"

„Und wie," dachte Peter, doch sagte er nur:

„Vielleicht, ich bin viel herumgekommen."

„Er arbeitet bei mir," sagte Strobel erklärend.

„Ja, und wir kommen mit so vielen Menschen zusammen, aber ich wette, ich habe das Gesicht doch gesehen."

Nachher begann er von anderem zu sprechen.

So, das war der Mann, als dessen Mörder er sich betrachtet.

Peter fuhr wieder von Regina mit zur Farm, doch hier angekommen, sagte er Strobel, daß er zu Weihnachten fortgehe.

„Das ist schade. Doch kann ich dich nicht halten. Komm wieder, wenn du kannst."

Am Heiligen Abend kam Peter nach Dogsville auf dem Wege nach Hause. Bei sich trug er noch immer den Brief an Linda.

In Dogsville staunten die Leute ihn an.

„Deine Eltern, die haben die Farm schon längst verlassen. Sie ist schon wieder verkauft. Ein anderer wird da jetzt gekröpft."

Peter hörte nur, daß die Eltern weg seien, daß er nicht zu Weihnachten nach Hause komme.

Jetzt wurde die Sehnsucht doppelt stark. Peter Franz war von zu gutem Kern. Er war nicht zum Landstreicher geboren. — —

16. Kapitel

In Bridgeend, einer Stadt mit 5000 Einwohnern, wohnten Paul Franz und seine Frau. Ihre Nachbarn waren Gutknechts. Franz hatte den alten Nachbar aufgesucht und Abbitte getan. Franz war kein Großfarmer — er war Gelegenheitsarbeiter. Er und seine Frau waren jedoch glücklich und zufrieden. Nur eines fehlte noch. Von Peter kam keine

Nachricht.

Am Heiligen Abend hatte Frau Trudel eine Ahnung gehabt.

„Heute kommt er!"

Sie hatten mit den Mädchen zusammen aufgesessen. Er war nicht gekommen.

Heute ist Silvester. Im Wohnzimmer sitzen die Eltern, die beiden Schwestern und Linda Gutknecht.

Franz und seine Frau hatten schon reichlich Grau in ihrem Haar. Sie saßen beide am Tisch und lasen, dann und wann flogen ihre Blicke zu den Mädchen hin. Übermorgen sollten die Kinder schon wieder in den Dienst. Doch heute waren noch alle zu Hause.

Alle — —

Plötzlich stand er im Zimmer — groß und stark. Zuerst schwiegen alle. Dann sagte die tiefe Männerstimme:

„Ich komme heim Mutter .... Vater?"

Aus Pauls Brust drang ein Seufzer, der wie ein Dankgebet nach oben ging.

Die Mutter umarmte ihren Sohn.

„Peter, sei willkommen zu Hause."

Vater und Sohn sahen sich tief in die Augen.

Die Schwestern kamen näher.

„Hier ist noch jemand," sagte die Mutter.

Er sah Linda, reichte ihr die Hand. Hastig griff er in die Rocktasche und gab Linda den alten Brief.

„Der Brief ist zwei Jahre alt, Linda."

Da zog sie sich zurück und las, während die andern redeten.

„Im Frühjahr wollen wir nahe von Bridgeend eine kleine Farm übernehmen. Reich wollen wir nicht mehr werden, aber glücklich und zufrieden, nicht Mutter?"

Frau Trudel nickte. Ihre Augen waren feucht.

So ist es, Gott sei Dank, alles gut geworden!!

Später ging Peter mit Linda. Die Sterne sahen aus wie brennende Kerzen. Das Nordlicht flimmerte und schillerte. Wie Riesenscheinwerfer ließen seine Strahlen über das Firmament.

Peter nahm Linda in seine Arme. Sie küßten sich lang und herzlich.

„Willst Mädel? Hast noch den Mut, nach meinen Irrfahrten, Linda?"

„Ich will Peter!"

Dabei merkten sie garnicht, daß um sie ein neues Jahr seinen Einzug hielt.

Ende.

---

* * *

Soo watjt mieni Mutta mie:
„Kiekieriekie! Kiekierie-kie!
Nü es't Tiet fe die!
Sontji es op enn Väyjil tjis sinji,
Schpitztji enn Mietztji em Gaoydi aul schprinji.
Rausch op, jijäti enn dan jäti enn dan hirüt,
Seßt lachi dee aula dän Langschlaopa üt!
Kiekieriekie! Kiekieriek ie!
Nü es't Tiet fe die!"

Peter Klassen



Zwei schreckliche Tage

In dem Folgenden möchte ich das Schicksal eines deutschen Dorfes in Südrußland während der Revolutionswirren beschreiben. Da ich zu der Zeit, als das Unglück über das Dorf hereinbrach, in seiner Nähe wohnte und später dahin übersiedelte, bin ich über die Geschehnisse gut informiert. Sämtliche Namen sind erdacht außer „Batjko Machno."

———

Es war Mitte Oktober. Der Herbst war ins Land gezogen, die Bauern hatten ihre spärliche Ernte eingebracht und die Wintersaat beendet. Die Nächte waren wieder kälter und länger geworden, was für die vielen Diebe, an denen Rußland nun einmal so reich ist, wieder eine gute Gelegenheit zu ihrem dunkeln Handwerk gab.

Aus diesem Grunde hatten auch alle Dörfer Nachtwache eingerichtet, die diese Diebe abschrecken sollten. Diese Wachen nun bestanden aus den Bewohnern der Dörfer, die diese Pflicht der Reihe nach taten. Bewaffnet waren sie in den meisten Fällen mit Knütteln, da man ihnen jegliche Feuerwaffen schon lange abgenommen hatte. Jedoch für die Diebe, die noch die Nacht zu ihrem Handwerk benutzten, genügte so eine Waffe, viel schlimmer waren die Diebe, die am hellen Tage kamen.

In ruhigem Schlummer lag das Dorf B. da. Nur die Wache schritt regelmäßig die Straße entlang. Es war eine finstere und unfreundliche Nacht. Der Sturm heulte und die Wolken jagten sich am Himmel.

In dieser Nacht wachten Karl Schulz und Hans Römer auf dem einen Ende und Jakob Burke und Daniel Schneider auf dem andern Ende des Dorfes. Schulz und Römer gehen schweigend ihrer Pflicht nach. Ihre schweren Knüttel stoßen hart auf den Boden.

„Wer weiß, was das jetzt geben wird?" unterbricht Schulz das Schweigen. „Die Weißen sind eben fort, und nun haben wir diese Bande auf dem Buckel."

„Ein Glück, daß es heute noch so gut abgelaufen ist," antwortet Römer mit einem Achselzucken.

„Ja, gut abgelaufen," grollt jener. „Nennst du es gut ablaufen, wenn die hundert tausend Rubel von uns verlangen? Und diese drei Machnowzen, die sie zurückgelassen haben. Mensch! Ich sehe keine Möglichkeit, so viel Geld in zwei Tagen zusammen zu bringen!"

„Das ist ganz unmöglich!" versetzte Römer. „Im ganzen Dorf ist gegenwärtig nicht so viel Geld vorhanden."

„Und wenn wir es nicht zahlen, dann erschießen sie uns alle," stöhnte Schulz.

„Erschießen? Da machst du dir zu viel Hoffnung. Totquälen werden sie uns. Vielleicht so, wie jenen alten Mann, dem sie bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust schnitten, oder wie jene . . . ."

„Mensch! höre auf. Du machst mich wahnsinnig."

„Es ist eigentlich ein Wunder, daß wir nicht schon alle so weit sind, denn — Wer da?"! unterbrach Römer sich.

„Burke und Schneider!" antwortete eine Stimme.

„Guten Abend. Wie sieht es auf eurem Ende, alles ruhig?"

„Oh, was man so ruhig sein nennt. Nachts kommen jetzt doch keine Diebe mehr, die kommen am Tage," seufzte Schulz.

„Was tun die drei Kerle, die man uns hier gelassen hat?" fragte Schneider.

„Die schlafen wohl," meinte Rö-

mer, „denn es ist da alles dunkel."

„Bis übermorgen sollen wir das Geld zusammen haben, aber wo sollen wir es hernehmen?" sagte Schulz wieder in einem weinerlichen Ton.

Die andern verharrten in Schweigen. Da unterbrach Schneider dasselbe.

„Was ist das, hört ihr nichts?" Er lauschte angestrengt. Die andern folgten seinem Beispiel.

„Reiter kommen! Kommen denn die Machnowzen jetzt schon zurück?" sagte jemand.

„Sie kommen immer näher! Wollen wir sie anrufen?" fragte wieder ein anderer.

„Natürlich!" meinte Römer.

Die vier Mann hörten die Reiter immer näher und näher kommen. Sie konnten nichts sehen, aber jetzt mußten sie schon ganz nahe sein.

„Halt! Wer da!" Römer sprach diese Worte, indem er auf die Straße trat. Die andern folgten zögernd in einiger Entfernung.

„Wer seid ihr, daß ihr euch ein Recht nehmt, Soldaten aufzuhalten?" kam aus der Dunkelheit die Gegenfrage.

„Wir sind die Wache des Dorfes und haben also das Recht, einen jeden aufzuhalten, der des Nachts unser Dorf passiert," antwortete Römer unerschrocken.

„Nun, wir sind Soldaten und wollen den Schulzen des Dorfes sprechen. Führe uns zu ihm."

Die vier Männer wußten, daß da kein Widersprechen helfen würde und führten die Reiter zum Schulzen, der ganz in der Nähe wohnte.

Römer weckte den Schulzen, und dieser trat nach einigen Minuten mit einer Laterne vor die Tür.

„Mach das Licht aus!" befahl der Führer der Reiter

Schweigend gehorchte Krüger, der Schulze.

„Wir ließen heute drei unserer Kameraden zurück. Wo sind sie?" wurde er nun gefragt.

„So viel ich weiß, in ihrem Quartier," gab Krüger zur Antwort.

„Führe uns hin!" befahl jener wieder.

„Das könnt ihr auch selber finden Es ist schräge über der Straße, im Nebenhaus."

„Hinführen sollst du uns," schrie der Anführer. „Oder schicke einen der Wache!"

„Ich führe euch hin," erbot Römer sich.

Die Wolken hatten sich jetzt etwas verzogen, und die Dunkelheit hatte nachgegeben. Als die Reiter auf den Hof kamen, wo die drei Kerle einquartiert waren, wurde Römer entlassen, der sich aber hinter den Zaun stellte und so alles mitanhören und sehen konnte, von jenen aber nicht gesehen wurde. Nun erkannte er, daß dieses keine Machnowzen waren, aber da fiel schon ein Schuß. Er sah jemand über die Straße laufen. Nun folgten noch etliche Schüsse. Dann war alles still. Die Reiter sammelten sich wieder und verließen das Dorf so plötzlich, wie sie gekommen waren. Römer war noch ganz starr vor Überraschung. Endlich lief er zurück zum Schulzen. Da kamen ihm die übrigen schon entgegen.

„Was ist los? Was bedeuten die Schüsse? Wer waren die Reiter?" Eine Frage jagte die andere.

Nachdem Römer etwas Atem geschöpft hatte, berichtete er:

„Als ich sie auf den Hof gebracht hatte, schickten sie mich fort. Ich stellte mich hinter den Zaun, um zu beobachten. Da bemerkte ich, daß es weiße Soldaten waren, und in diesem Moment fiel der erste Schuß. Ich sah auch einen Menschen über die Straße laufen. Das ist alles was ich weiß!"

Nun waren schon eine Anzahl Männer zusammen und immer mehr kamen hinzu. Die Schüsse hatten viele geweckt. Alle sprachen durcheinander. Etliche meinten, man würde sie nun

zufrieden lassen, andere wieder, daß es jetzt noch schlimmer kommen würde.

„Hört einmal her, ihr Leute!“ rief Krüger jetzt, „wir können heute nacht schon nicht viel unternehmen. Wollen gehen und nachsehen, ob wir etwaige Folgen des Schießens finden können. Womöglich liegen da noch Verwundete, und wir wollen sehen, ob wir ihnen nicht helfen können.“

Der ganze Trupp machte sich nun auf, um den Verwundeten, wenn da solche wären, Hilfe zu bringen. Nun war schon fast das ganze Dorf auf den Beinen. An dem Hause angekommen, fand man es verlassen. Also hatten die Kerle doch Zeit gehabt, einen Fluchtversuch zu machen. Die Kleider hatten sie jedoch zurückgelassen. Nun zerstreute die Menge sich nach allen Richtungen, und da fand man auch zwei von den dreien. Der eine war durch den Kopf geschossen, und der andere durch den Rücken. Beide waren ohne Leben.

„Das sind zwei, aber wo ist der dritte?“ fragte jemand.

„Römer sah ja einen über die Straße laufen. Das wird er wohl gewesen sein.“

„Ja, ich sah ihn laufen und befürchte, er ist entkommen.“

„Befürchtest! Befürchtest!“ jammerte Schulz. „Weißt du denn nicht, was das für Folgen haben wird? Sie werden kommen und uns alle umbringen.“

„Dummheit! Wenn die zu hören bekommen, was hier vorgefallen ist, dann verlassen sie sofort B.“ behauptete Römer.

„Wenn jener wirklich entkommen ist, so benachrichtigt er seine Genossen, und wir haben morgen die ganze Bande auf dem Halse,“ bemerkte ein anderer.

„Vielleicht wäre es am besten,wenn wir alle B. für einige Zeit verließen,“ schlug wieder ein anderer vor.

Die Stimmung wurde immer drückender. Die Befürchtungen mehrten sich, und eine Panik war zu erwarten. Da kam der Schulze zurück und zwar gerade zur Zeit; denn etliche von den Bauern fingen schon an, den Kopf zu verlieren. Der Schulze sah, daß es höchste Zeit sei zum Eingreifen, wenn keine Dummheiten gemacht werden sollten.

„Horcht mal her, ihr lieben Leute. Ich höre da jemand von Flucht sprechen, aber ich glaube, es ist ganz unnötig, an so etwas zu denken. Wir haben die Toten untergebracht, und morgen werden ihre Kameraden sie wohl holen kommen. Wenn nicht, dann begraben wir sie. Und jetzt gehen wir alle nachhause und versuchen noch etwas zu schlafen.“

„Wenn wir hier bleiben, sind wir alle verloren!“ jammerte jemand aus der Menge.

„Warum?“ Eingegnete der Schulze. „Wir sind alle unschuldig und ein jeder weiß es. Wenn die Machnowzen auch schlecht und die meisten von ihnen dumm sind, so wissen sie doch, daß man ohne Flinten keine Löcher in Machnowzenköpfe schießen kann, und Flinten haben wir nicht.“

„Werden die es glauben? Und da sie sich außerdem an keinem andern rächen können, so werden wir hinhalten müssen. Nein, ich glaube auch, es ist besser, wenn wir auf etliche Tage verschwinden.“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ bat Römer. „Ich für meine Person, glaube nicht, daß die Bande noch einmal zurück kommt. Außerdem, wo wollt ihr hin? Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß wir alle gehen. Aber sollte auch noch eine Möglichkeit vorhanden sein zum Gehen, so könnt ihr doch beinahe nichts mitnehmen, und wenn jene zurückkommen und das Dorf leer von Menschen finden, so werden sie es auch leer von allem übrigen machen. Ich bleibe hier.“

„Ja, Römer hat recht! Das ist wahr! Das beste ist wohl bleiben. Ich

bleibe auch! Ich auch!"

Die meisten entschieden sich zum Bleiben. Nur wenige zweifelten noch. Da ließ Schulz sich wieder vernehmen:

„Bleibt! wenn ihr von diesen Teufeln abgeschlachtet wollt werden, ich gehe. Ich gehe, hört ihr! Ich gehe!" Die letzten Worte schrie er wie ein Wahnsinniger.

Krüger trat auf ihn zu. „Beruhige dich, Schulz. Es wird nicht so schlimm kommen. Die wissen doch ...."

„Was wissen die?" unterbrach jener. „Die wollen Blut und weiter nichts. Ich gehe fort."

Wieder hielt ihn Krüger zurück: „Schulz," sagte er ernst, „du bist ein Bauer des Dorfes, wie ich und die andern. Wir bleiben, und wenn du gehst, dann ist es für jene ein Zeichen, daß du schuldig bist, und dann ist die Gefahr für uns alle sehr groß. Wenn wir aber alle bleiben, so beweisen wir damit unsere Unschuld. Mit Gewalt kann ich dich nicht zurück halten. Geh, wenn du willst, ich bleibe. Gute Nacht!"

Damit verließ er die Gruppe und ging nachhause. Auch die andern gingen wieder nach und nach in ihre Betten, aber geschlafen hat wohl niemand mehr in dieser Nacht. Schulz war einer der letzten, der sich zum Bleiben entschließen konnte.

Als die Sonne aufging, waren die meisten wieder auf den Beinen. Beim Schulzen Krüger ging es aus und ein. Dieser hatte für jeden ein passendes Wort. Trotz des sonnigen Morgens lag eine drückende Stimmung über dem Dorf. Jeder wußte, daß es noch ein Nachspiel der letzten Nacht geben mußte, aber wie dieses Nachspiel ablaufen würde, das war die große Frage, die jeden einzelnen beschäftigte. Wieder sprachen etliche von Flucht. Wehren konnten sie sich auf keinen Fall, da sie nicht einmal eine Jagdflinte hatten, geschweige denn eine Kugelbüchse. Etliche gaben den Vorschlag, wenigstens die Kinder und Frauen in Sicherheit zu bringen, aber wohin? Würden die andern Dörfer nicht auch heimgesucht werden, da sie auch deutsch waren? Nach langem Hin- und- Her kam man endlich zu dem Entschluß, das es am besten sei, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Um zehn Uhr kamen die Machnowzen auch wirklich wieder zurück ins Dorf. Der Trupp ritt zum Schulzen auf den Hof.

„Was ist hier in letzter Nacht vorgefallen?" fragte der Anführer den Schulzen.

Dieser zuckte die Achsel. „Alles, was ich weiß, ist, daß da eine Reiterschar ins Dorf kam und zwei Ihrer Mannschaft erschossen hat. Wir fanden sie draußen liegen und brachten sie herein."

„Führen Sie mich hin. Meine Leute holen die Bauern zu einer Versammlung zusammen."

Als sie aus dem Hof schritten, begegneten ihnen schon etliche der Bauern. Sie grüßten den Schulzen mit einem stummen Blick und dieser antwortete ebenso.

Die Untersuchung der Leichen war bald beendigt, und nachdem man sie auf Wagen verladen hatte, ging man wieder zurück ins Schulzenzimmer. Hier waren schon die meisten Bürger des Dorfes versammelt. Als Krüger mit dem Anführer in den Raum trat, herrschte ein drückendes Schweigen unter den Versammelten. An der Tür standen zwei bis an die Zähne bewaffnete Machnowzen. Der Anführer überblickte mit einem Teufelslächeln die Versammlung.

„Ihr wißt wohl alle, was in letzter Nacht hier geschehen ist, und es braucht wohl keiner weiteren Erklärung meinerseits. Außerdem glaube ich, werdet ihr mir wohl mehr zu sagen haben, als ich euch. Wer kann mir einen Bericht erstatten?" fragte er mit demselben Lächeln.

Niemand antwortete.

„Nun, Sie als Schulze des Dorfes werden mir wohl Aufschluß geben können," wandte er sich an den Schulzen.

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich vorhin schon sagte, nämlich: Die Reiter kamen auf den Hof, gaben vor, Ihre Kameraden zu sein, und wollten wissen, wo die drei Mann seien, die Sie zurück gelassen hätten. Ich gab ihnen Auskunft, da ich nichts Schlimmes ahnte und dann hörten wir Schüsse. Als wir darauf hineilten, waren die Reiter schon fort und wir fanden die Toten. Das ist alles was ich weiß."

„Und Sie konnten nicht sehen, daß es nicht die Unsrigen waren?"

„Nein!"

„Und ihr seid natürlich sehr traurig, daß man unsere Kameraden gemordet hat!" wandte er sich wieder an die Versammlung, aber ehe jemand antworten konnte, fuhr er fort. „Nun ja, das kann man sich ja denken. Wer war in der letzten Nacht auf Wache?"

Die vier Mann meldeten sich, und mußten einer nach dem andern berichten, was sie wußten.

„Und auch von euch hatte niemand bemerkt, das es Weiße waren?"

Schweigen.

„Wie kommt es aber, daß es doch jemand gemerkt hat? Durch dessen Warnung konnte sich einer von den dreien retten."

Die Versammlung war starr. Einer blickte den andern an, als verstehe er nicht, wie so etwas möglich sein konnte. Diese Männer, die mit den Reitern gesprochen hatten, hatten sie der Dunkelheit halber nicht erkannt, und doch war es jemand gelungen. Nun würde man ihnen auch auf keinen Fall Glauben schenken, und doch war es so.

Jener fuhr fort.

„Wie kommt es außerdem, daß nachdem die Schüsse gefallen waren, ihr mit einem Male alle auf den Beinen wart? Wenn ihr alle im tiefsten Schlaf gelegen hättet, würdet ihr nicht so schnell angezogen und draußen gewesen sein."

Das war nun übertrieben. Die meisten waren wohl nach und nach auf der Straße erschienen, aber sie waren nur notdürftig bekleidet und erschienen erst, nachdem die Reiter schon fort waren. Also konnte man ihnen auch nicht gut den Vorwurf machen, daß sie so etwas erwartet hätten, und doch war es aus den Worten des Anführers heraus zu hören. Römer versuchte auch, ihm klar zu machen, das sie unmöglich etwas geahnt hätten, geschweige noch selber die Hand im Spiel gehabt, aber jener lächelte nur ungläubig. Nach seiner Meinung waren die Informationen, die man ihm hinterbracht hatte, genügend, um ein Gericht zu veranstalten, aber er habe noch keine Befehle von Batjko Machno in dieser Angelegenheit erhalten. Das Verhör, das eigentlich doch kein Verhör war, ging weiter.

„Wir müssen jetzt fort, um unsere Kameraden zu beerdigen," sagte er endlich. „Morgen kommen wir, um das Geld zu holen. Vielleicht wird Väterchen von euch noch etliche tausend Rubel mehr verlangen, weil das gerade in eurem Dorf passiert ist. Sollte jedoch jemand von euch morgen fort sein, so ist es ein Zeichen,daß ihr doch nicht so unschuldig seid, wie ihr euch stellt, und dann würden wir vielleicht noch etwas mehr als nur Geld fordern." Das letztere sagte er wieder mit dem teuflischen Lächeln auf den Lippen.

Mit dieser Mahnung verließen die Machnowzen das Dorf. Bis zum Abend war alles ruhig, ja unheimlich ruhig. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Die Straße des Dorfes war menschenleer, niemand hatte Lust, sich auf der Straße zu zeigen; denn die Warnung, die der Führer ihnen zu-

gerufen hatte, bewies, daß die Bande zurückkehren werde, und obzwar es mit lächelndem Munde gesagt wurde, so hatte doch ein jeder das Gefühl, daß ein schreckliches Gericht über B. kommen werde, wenn jene Teufel in Menschengestalt noch einmal erscheinen, und man machte sich allgemein darauf gefaßt, daß man im Notfall flüchten würde.

Die Sonne sank gen Westen, und die Bürger B.'s hofften, daß heute schon niemand mehr ihre Ruhe stören werde, obzwar sie es nicht gewohnt waren, daß die Wachnowzen ihr Wort hielten, aber sie trieben ihr Handwerk gewöhnlich tags und jetzt brach schon die Nacht herein. Aber auch dieses Mal hielten jene nicht Wort. Die Sonne war noch nicht ganz verschwunden, als der Reitertrupp zurück war. Sie hatten ihre Kameraden begraben, und kamen nun um Rache zu üben.

Langsam, mit finstern Gesichtern, ihre schwarze Fahne im Winde flatternd, ritt der Trupp ohne Sang und Klang durchs Dorf. Die Straße war leer. Kein Bürger zeigte sich, und doch verbreitete sich die Nachricht von ihrer Ankunft wie ein Lauffeuer.

Schulze Krüger war in seinem Arbeitszimmer, als er die Nachricht erhielt. Schöne, der Lehrer des Dorfes, hatte sie ihm gebracht, und dieser war eben zu hinten wieder in sein Haus getreten, als die Räuber beim Schulzen auf den Hof ritten. Lehrer Schöne stellte sich so ans Fenster, daß er alles sehen konnte, was beim Schulzen vorging, von draußen aber nicht gesehen werden konnte.

Der Schulze trat den Reitern entgegen. Er sah auf den ersten Blick, daß ihre Gesichter nichts Gutes verhießen.

„Na, Schulze, wir sind wieder da. Wo hast du das Geld?" fragte der Anführer.

„Ihr hattet das Geld doch zu morgen bestellt", wendete der Schulze ein.

„Mach keine Redensarten und gib das Geld heraus!"

„Kommen Sie herein und ich gebe Ihnen so viel Geld, wie wir zusammen haben," entgegnete der Schulze ruhig.

„Was meint es, soviel wie ihr zusammen habt. Wir befahlen euch nicht eine Kollekte zu erheben, sondern hundert tausend Rubel zu stellen."

„Ja, ich weiß. Die Leute haben auch alles gebracht, was sie hatten, aber denno´ sind nicht hundert tausend da."

„Lügenmaul du verdammtes! Ich werde dir zeigen,uns mit etlichen Rubeln abzuspeisen, du Hundesohn!" Bei diesen Worten hieb er mit der Reitspeitsche auf den Schulzen ein.

Dieser zuckte zusammen unter den Schlägen, blieb aber ruhig, wußte er doch, daß die Ruhe hier am besten war.

„Na, hast du es jetzt zusammen? Erst mordet ihr unsere Kameraden, und dann wollt ihr uns noch das Geld vorenthalten?! Wir werden's euch zeigen! Heraus mit dem Geld, oder es geht dir noch schlimmer!"

„Ich werde es dir bringen," sagte der Schulze ruhig, ging ins Haus und kam nach etlichen Minuten mit einer Rolle in der Hand wieder zu dem Anführer heraus. „Hier sind fünfzig tausend. Das ist alles was ich habe."

Jener nahm das Geld und zum Dank dafür sauste die Peitsche auf des Schulzen Rücken, Gesicht und wo sie sonst hintraf.

„Wir werden euch lehren, wie man unsere Befehle ausführt und unsere Kameraden mordet."

„Ja, aber da bin ich . . . ."

„Sei still! Du Hundesohn!" Ein schrecklicher Fluch folgte. „Nehmt diesen Teufel und sperrt ihn vorder-

hand in den Keller, bis wir Zeit haben, ihn ins Jenseit zu befördern," wandte er sich dann an seine Genossen.

Diese blutdurstigen Bestien ließen es sich nicht zweimal sagen. Sie ergriffen den Schulzen, und als dieser sich denn doch wehren wollte, bearbeiteten sie ihn mit Flintenkolben.

Der Schulze blutete schon aus mehreren Wunden. Seine zwei Söhne kamen jetzt hinzu, um für ihren Vater zu bitten. Es waren noch sehr junge Menschen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, siebzehn und achtzehn Jahre alt. Der Anführer ließ sie jedoch nicht zu Worte kommen, und auch sie wurden ergriffen und mit Kolben bearbeitet.

Der Lehrer, der bis jetzt aus seinem Fenster diese Vorgänge beobachtet hatte, trat jetzt, trotz der Bitte seiner Frau, zu der Gruppe.

„Hört, ihr Leute! Was macht ihr da? Diese Menschen sind unschuldig! Ihr könnte sie doch nicht einfach so mir nichts dir nichts mißhandeln. Habt doch Erbarmen mit diesen Menschen! Was haben die euch getan? Besonders diese beiden Jünglinge. Ist es denn ein Unrecht, für den Vater zu bitten?"

„Wer bist du?" fragte der Anführer drohend.

„Ich bin der Lehrer des Dorfes, und da ich sehe ...."

„Ah! Also auch du warst in letzter Nacht auf der Straße?" unterbrach jener.

„Ja, ich hörte die Schüsse und .."

Ein Wink des Anführers, und wie eine reißende Meute warfen sich die Machnowzen auf ihn.

Frau Krüger wollte jetzt für ihren Mann und ihre Söhne bitten. Zwei ihrer Söhne waren schon draußen im Kampf, und sie wußte nichts von ihnen, ja, wußte nicht einmal, ob sie bei den Weißen oder bei den Roten dienten, oder ob die Erde sie schon deckte. Nun sollten ihre beiden Jüngsten auch noch verschleppt werden. Das war für das arme Mutterherz zu viel. Sie ergriff das Pferd des Anführers am Zügel und bat und flehte um die Freiheit der Ihrigen, daß es herzzerbrechend war. Auch sie bekam die Peitsche zu fühlen, doch als sie nicht nachließ mit Bitten und neben dem Führer herlief, — gab er seinen Genossen ein Zeichen, und die arme Frau wurde an den Haaren davon gezogen.

Krüger, mit seinen beiden Söhnen, sowie auch der Lehrer wurden in einen Keller gebracht. Nach etlicher Zeit kamen auch Schneider, Schulz, Burke und Römer auf dieselbe Weise in den Keller Die meisten dieser acht Männer waren blutüberströmt von den Mißhandlungen. Sie verbanden die Wunden so gut es ging.

In diesem Keller wurden die Männer eingesperrt, in Ungewißheit der Dinge, die da kommen würden, oder dessen, was im Dorf vorging. Sie hatten alle Hoffnung auf Lebenbleiben aufgegeben. Ihr einziger Wunsch war nur, man möchte ihnen einen schnellen Tod bereiten. Ihre Angehörigen versuchten zu ihnen zu dringen, wurden aber von der Wache grob zurück gewiesen.

Da fiel ein Schuß, und als ob dieses ein Zeichen gewesen wäre, fiel jetzt Schuß auf Schuß. Bald stieg ein Feuerschein gen Himmel, und noch einer und noch einer, und immer mehr Häuser wurden in Brand gesetzt. Frauen schrieen, Kinder weinten, Hilferufe erklangen. Das Vieh brüllte in den Ställen. Menschen flüchteten, Pferde wieherten, die roben Flüche der Mörder klangen grauenhaft durch die Luft. Hier und da hörte man den Todesschrei eines Menschen, das Feuer knisterte und knackte, Häuser fielen ein. Eine Nacht, als ob alle Teufel losgelassen wären. Meilenweit sah man den hellen Feuerschein, und das Angstgeschrei war

bis in die Nachbardörfer zu hören. Wer nur eben konnte, verließ Hab und Gut, ja Hof und Familie, um sein Leben zu retten. Sie suchten Schutz in dem nahe gelegenen Walde und im Schilf des Flusses, der hinter dem Dorf floß. Andere liefen, ohne zu wi''en wohin, übers Feld, nur immer vorwärts, bis sie in einem ganz fremden Dorfe ankamen, wo sie von mitleidenden Menschen aufgenommen wurden. Bei der Flucht verlor die Mutter in der Dunkelheit der Nacht ihr Kind, der Vater den Sohn, der Mann seine Frau. Einer lief nach Osten, der andere nach Westen. Und dann die Angstrufe der Zurückgebliebenen. Es dauerte mehrere Tage bis alle, die in jener Nacht am Leben blieben, sich wieder zusammen fanden.

Hermann Esau, ein junger Mensch, der unlängst sein Abiturientenexamen gemacht hatte, suchte, als er die wilde Jagd losbrechen sah, unerschrocken den Führer auf.

„Kamerad!" sprach er ihn an. „Habe Erbarmen mit unserm Dorf. Wir sind unschuldig. Wenn durchaus gezahlt soll werden, für das, was andere begangen haben, so erschieße mich, zerhacke mich, oder tue mit mir was du willst, aber lasse die übrigen am Leben, und schone unser Dorf. Ich bürge dir dafür, daß wir alle unschuldig sind."

„Da hast du es, du verdammter Hundesohn!" Ein Säbelhieb sauste, mit voller Macht geführt auf Esau herunter. Ein Aufschrei folgte — und wieder ein Hieb. — Von Esau fand man hernach nur Stücke Fleisch und Knochen, und wenn niemand gesehen hätte, als er mit dem Führer sprach, so hätte man nie gewußt, daß diese blutige Masse den Tag vorher ein lebensfroher Mensch gewesen war, der für seine Brüder und sein Dorf eintrat und dafür den Tod empfing.

— — — — —

Die Sonne ging wieder auf, und ihre Strahlen beschienen wieder das Dorf B. . Doch wie anders sah die Stätte heute aus? Gestern noch ein blühendes Dorf, heute, — eine Ruine. Gestern noch ein Zeichen deutscher Kultur und deutschen Schönheitssinnes; denn B. war einmal ein hübsches Dorf, heute — ein Wahrzeichen des russischen Barbarentums. Gestern noch belebt von Menschen, die stolz auf ihr Hab und Gut waren, das sie durch jahrelangen Fleiß erworben, noch mit Zuversicht in die Zukunft schauend, wenn sie auch von den letzten Ereignissen etwas mitgenommen waren, von Kindern, die noch nicht die Sorge und das Elend des Lebens kannten und mit ihren frohen Gesichtern einem manchen von den Alten Mut und Hoffnung einflößten, heute schleichen Mütter durch das rauchende Dorf, um ihre Kinder zu suchen, Frauen, ihre Männer unter den Trümmern ihrer Häuser hervor zu holen. Statt der Ruhe der vergangenen Tage, hörte man das Weinen der Hinterbliebenen um ihre Angehörigen, die auf so eine grausame Art aus diesem Leben gerufen wurden. Was deutscher Fleiß durch Generationen erbaut hatte, das lag heute in Trümmern.

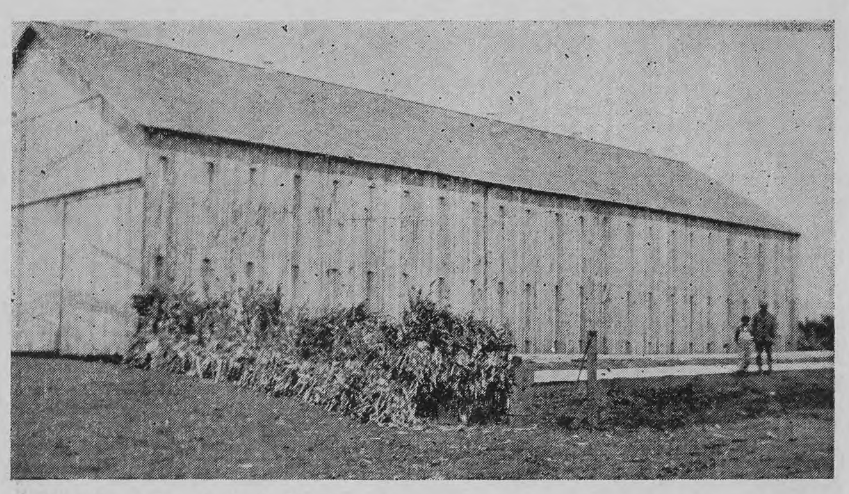
Nach und nach kamen Männer aus anderen Dörfern, um den Bewohnern B's. bei der Bergung ihrer Toten behilflich zu sein. Und jetzt erst kam all' das Schreckliche zu Tage, was die letzte Nacht gebracht hatte.

Von den Bauernhöfen waren nur die Hälfte unversehrt geblieben, d. h. ohne Brandschaden davon gekommen, aber die meisten dieser Höfe hatten ihren Wirt verloren. Bei den andern war entweder alles abgebrannt, oder doch Wohnhaus oder Stall und Scheune.

Die acht Männer im Keller hatte man mit einer Handgranate ums Leben gebracht und die Leichen zur

Mennoniten beim Tabakbau in Ontario

Sämtliche Bilder wurden in Essex aufgenommen



Tabakscheune und Tabakbeete



Das Tabaksfeld

Mennoniten beim Tabakbau in Ontario



Tabakschneiden



Die Tabakblätter werden auf Stöcke gespießt, um dann in der Scheune zum Trocknen aufgehängt zu werden.

Mennoniten beim Tabakbau in Ontario



Einfahren des Tabaks



Tabakballen



Mennonitische Landsucher in den Urwäldern von British Columbien.

Die Mennoniten sind beständig auf der Suche nach Land. In Mexiko, in Paraguay und in Brasilien kommt immer wieder eine Unruhe über die Kolonisten, und in kleineren oder größeren Trupps ziehen sie aus auf die Landsuche. Aber auch in Canada sind die Mennoniten trotz der 60 Jahre, die sie hier sind, noch nicht bodenständig geworden. Ein Schwarm von Landsuchern ergießt sich jeden Frühling über das Land nach allen Richtungen hin. Immer höher nach Norden geht man in den Prärieprovinzen vor, und immer tiefer in die Urwälder Ontarios und British Columbiens dringt man ein. Das Automobil ermöglicht es, ganz gewaltige Strecken in kurzer Zeit zu bewältigen. Und um auch auf der Reise nicht aller Bequemlichkeit zu entbehren, führt man ein Zelt mit sich und macht Station, wo es gerade angebracht scheint. In den meisten Fällen ist das Ergebnis solcher Suche gleich Null. Höchstens daß man zufriedener nachhause zurückkehrt, man hat gefunden, daß es auch sonstwo nicht besser ist. Freilich, im Frühling geht's dann wieder los.

Unkenntlichkeit verstümmelt. Dort lag ein erschossener Bauer auf der Straße, hier holte man einen verkohlten Leichnahm unter den Trümmern des Hauses hervor, das er selber anzünden mußte, ehe man ihn dem Feuertode übergab. Auf einer anderen Stelle fand man nur die Beine eines Mannes, der Körper war zu Asche verbrannt.

Am späten Nachmittage versammelte sich eine kleine Gruppe Leidtragender auf dem Friedhofe des Dorfes. Man hatte eine Grube gegraben, da es an Zeit fehlte, für jeden ein eigenes Grab zu machen. Man wußte nie, auf wie lange man in Ruhe gelassen wurde, und ob die oder eine andere Bande nicht bald Einkehr halten würde. Die Trauerfeier war nur kurz, und nachdem der Segen gesprochen ward, deckte die Erde die einundzwanzig Menschen, die in dieser schrecklichen Nacht schuldlos ein Opfer der russischen Revolution wurden.

Wer durch B. fährt, kann heute noch die Ruinen sehen, und wenn er hinter's Dorf auf den Friedhof geht, das Brudergrab, Meilensteine der Leiden unserer deutschen Brüder in Rußland.

Karl Heinz = Schönfeld

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Fortsetzung

Dunkel streift der Abendwind
Über Gärten und Alleen,
Die der Nacht entgegensehen
Und schon voller Schatten sind.
Fernher durch das flache Land,
Durch verstaubte Steppenwege
Kam ein Pfluggespann, das träge,
Spät und müd nach Hause fand.
Mürrisch spannt der Bauer aus,
Trägt den schweren Kram zusammen,
Ruft nach seiner Kinder Namen,
Seufzt und schilt und geht ins Haus.
Hinter seinen schweren Schritten,
Über hoher Giebel Rand
Kommt ein stilles Licht geglitten;
Milder Mondschein füllt das Land. —

Ich weiß ein Wort von ewigem Bestand,
Recht eigentlich für unser Volk geschrieben,
Das von der Scholle immer wird vertrieben,
„Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.“ *)
Dies Wort bleibt stehn und läßt sich nicht verschieben,
Und der es schrieb am grauen Nordseestrand,
Das war ein Mann, der sich im Elend fand,
Wenn kurze Frist von Hause fortgeblieben.

*) Theodor Storm

Worte wie diese will ich streuen wie Saaten
In meines Volkes Seele frisch und wacker,
Daß hier und dort mag eine Frucht geraten.
Was soll dies Irren, Hin- und Hergeflacker?
Pflanzt bess're Bäume als die Väter taten!
Der Pflüger hat bereitet ja den Acker. —

Es stößt der Pflug mit schmerzlichem Vernichten
Durch unser Volk, das sich ein Volk der Pflüger nennt.
Längst überwachsne Raine werden aufgetrennt,
Aus trägem Schutt ein Brachfeld aufzurichten.
Es will der Pflüger sich ein Neuland lichten
Für ein Geschlecht, das ihn als Herrn erkennt,
Erkennt und mit dem Leben ihn bekennt,
Ohn Bücherkram und biblische Geschichten.

Uns fehlt ein Halt in dieser wirren Zeit,
Die Scholle und das Dach, die mit Vertrauen
Den Bauer nähren, drin die Rast gedeiht;
Zerstreut und heimatlos bei Wettergrauen
Hascht man nach Trümmern der Vergangenheit
Anstatt das junge Neuland zu bebauen. —

Herbstnebel drückten schwer, soweit das Auge sah,
Und wie durch Nebel seh ich die Geschichte noch:
Ich und mein Vater haben Stoppel umgebrochen,
Ein weites, stilles Feld, kein Wort ward da gesprochen.
Wir hörten nur der Rosse schweres Schreiten
Und manchmal Kiesel knirschend übers Streichbrett gleiten.

Noch jung und ungeschickt konnt' ich den Pflug schlecht halten
Und fühlte schwer auf mich den strengen Blick des Alten.
Der ließ verlauten nichts, das war ein Mann der Stille,
Mit schwerem wucht'gem Schritt, ein ungebeugter Wille.
Der ging in Haus und Hof, als ob im Feld er gehe
Und immerfort im Grund die Pflugschar wühlen sehe.
Der zwang im Trotz mit eherner Gebärde.
Der spürt der Erde Durst wie seines Leibes Nöte,
Wenn lange Dürre stand und heißer Ostwind wehte.
„Der Pflug zeigt dir den Weg, du mußt nur sicher schreiten,
Laß nie das scharfe Zech aus deinen Augen gleiten. —"
So überschwenglich barst der sonst so karge Bauer,
Wie Sonne war es mir nach schwülem Regenschauer.
Dort klang wie Vogelsang des Vaters strenge Güte.
Mit diesem Spruche sind wir wieder aufgebrochen,
Wie einen Bibelspruch hab ich ihn nachgesprochen.
Längst ging der Meister heim und ist wohl schon vermodert,
Doch seiner Lehre Glut hat warm in mir gelodert.
Die Zeiten wurden wild, die Furchen wurden tiefer,
So kommt's daß ich den Spruch den Enkeln überliefer:
„Es geht des Pflügers Tritt fest durch die Zeiten,
Er pflüget, die er liebt und läßt sie schweigend gleiten,
Herold und Hort der Unerbittlichkeiten ...." —

Hans Ennen

Belauschte Gespräche

Jerji Berji laßt üt eenim Boyk fäa, enn Büa meent, Koop es rundom een Jüd, aoba Koop rädt holendsch.

Buhr (hat sich vor Koop aufgepflanzt, schaut ihm forschend ins Gesicht): Isaak, saj maol, wäa beßt dü soorajht?

Koop (unsicher): Waut saul daut aul wada?

Buhr: Nä saj maol, mie es daut gaunz eernßt. Saj maol, wäa beßt dü?

Kopp (bleibt still und wendet sich ab.)

Buhr (laut): Taom Kukuk uk, Isaak, nü räd dan doch maol, wäa beßt dü?

Koop (kindisch trotzig): Ei wäa beßt dü?

Buhr (bricht in ein lautes, ansteckendes Lachen aus): Daut es 'it ji jraod! Wan etj blos wißt, wäa etj wea! Wan etj blos wißt! —

Koop (sieht ihn verwundert an): Na, waut es?

Buhr (laut): Waut' a es ! ! Well, Isaak, dü jleefßt wol, etj sie Jasch Büa? ha — ha — ha —! Daut jleewd etj bot jißtri uk. Enn dü jleefßt wol, dü beßt Isaak Koop, jinant Schemilkoop! Wan düt daut noch ema jleefßt, dan jleefßt dü waut Domit! Dän Schemil, dän kaunßt dü hooli, aoba dän Koop, dän schlao die mau üt'm Kop. Fon nü aun beßt dü een Friesi.

Koop (tritt näher an Buhr heran, schaut ihm steif in die Augen): Jasch, dü beßt bisaopi, woa beßt dü jiwaßt?

Buhr (bricht von neuem in Lachen aus): Daut sajhßt dü. Bisaopi! Daut docht etj aul selfßt, aoba bisaopi sie etj äwerhaupt tjeenmaol. enn wann etj sie, dan sie etj mau 'n bät dün, enn daut uk mau op 'ni Schwienstjaßt. Enn daut tilt nijh, wiels daut bie goodi Minißti soo seni mot. Büta däm hab wie nü Farjaoa, enn Schwien wohri em Haoyfßt jischlacht. — Nä, Isaak daoa es nü maol nuscht aun tao wridjli: etj sie een Friesi, dü beßt een Friesi. dee Inschpatita es een Friesi, Jerji es een Friesi, enn onsi Balj sen aula Frieisbalj.

Koop: Na Jasch, wan dü nijh bisaopi beßt, dan beßt dü ferretjt jiwordi. — Woa haßt dü daut domi Zeijh blos häa?

Buhr: Daut domi Zeijh hab etj fon Jerji Berji.

Koop: Daoa es it auf — fon Berji, dee es noch ema ferretjt jiwaßt. Enn woa haft dee daut mit eenmaol häa, daut auli Welt Friesi heet?

Buhr: üt eenim Boyk.

Koop: Üt eenim Boyk! Waut es daut dan noch fer een Boyk?

Buhr: Well, daut's een Boyk, daut tjemt üt Dietschlaund, enn daoa, sajht Berji, es aulis kratjt beni.

Koop: Daut wie aula Frieis sen?

Buhr: Jao.

Koop: Jasch, daut hab etj ema jisajht, dü jeffßt die fäl tao fäl met däm Berji auf, met däm Rußlända, dü uk Töws, enn daut waoyt noch soo 'romkaomi, daut jie beid derjhhan waoyri. Dü beßt aul.

Bergen (tritt ein, grüßt): Gaodnaowint.

Buhr (nickt mit dem Kopfe).

Koop (fährt zusammen, grüßt nicht, sieht Bergen unsicher an).

Bergen: Woo sit mie daut, sen iie jü dol?

Buhr: Dol! Wie beid ons dol? Se wie ons wor'maol dol? — Aoba heyr'maol, Jerji, maoyk Schemilkoop daut doch maol klaoa, daut hee nü Schemilfriesi heet. Mie wel'a daut nijh jleewi.

Bergen (versteht erst nicht, sieht

Buhr dann ulkig an, zu Koop): Jao, Domtji Koop, met däm Schemil, daut es jüni Sach, aoba met däm Friesi, dauk waoyt wol schtemi. (Denkt nach) Koop — Koop, jao, met Koop enn Friesi, daut waoyt wol schtemi, daut laus etj jlew etj jißtri noch em Boyk.

Buhr: Sitßt, Isaak, etj säd ji die, daut Boyk —.

Koop (ärgerlich): Waut Boyk, waut tjemat mie daut verretjti Boyk.

Buhr: Sie schtel. Isaak, waut sajht daut Boyk äwa Schemilkoop?

Bergen (holt schmunzelnd ein Buch aus der Tasche, auf dessen weißem Umschlag der Kopf eines alten Mannes zu sehen ist): Wel wie foyts maol naoläsi. (Blättert in dem Buche) Wacht mau, jao, hia es'it.

Buhr (schaut Bergen interessiert über die Schulter).

Koop (tut uninteressiert, schielt aber von der Seite auch ins Buch).

Bergen (liest): Koop — Koop, jao, hia es'it, (langsam) Koop — Jacobus der Zweite — ie, waut saj etj — der Zweite (blättert etwas zurück) dee Twee, daut meent, daut Koop ein jüdscha Naomi es.

Buhr (brettert los): Proßt Maoltiet, Isaak, — Isaak Jacobus, Mensch, dan beßt ji dü rundom een Jüd. (Lacht).

Bergen (liest weiter): Hebräisch Jakkob der Fersenhalter ....

Buhr (laut): Waut, waut wea daut? Fersenhalter! Wacht, wacht, Jerji! Ferse — daut es ji op plautditsch wol een Hoklintj! — Schwäwil Hiebat — Hoklintjhoola, daut's'it, waut dü beßt, Isaak. Las wieda, Jerji, es daoa nijh jisajht, daut daut een schemiljit Hoklintj es? ....

Bergen (sieht, wie Koop rot anläuft, liest schnell weiter): Fersenhalter das ist Nachgeborener ....

Buhr (will bersten vor Lachen, kreischt): Mensch, Isaak Jacobus, Nacktgeborener, uk daut noch, enn etj docht ema, dü weyscht en Aowerauls tao Welt jikaomi! Oo mei, — oo mei! ....

Bergen (unterbricht, liest weiter): .... Kobus, Genetiv Koops ....

Buhr (platzt wieder los): Heer op, Jerji, heer op .... Jenitief .... jinoych, jinoych, mea kaun Koop nijh schtendi (vertragen) .... etj uk nijh! (Reißt Bergen das Buch aus der Hand und wirft es auf die Säcke, sieht dann nach Koop hin) Aoba, Isaak, waut es die, dü beßt ji blau es 'ni Wruk! (springt dann auf und läuft im Laden auf und ab, schwer nach Luft schnappend).

Bergen (holt das Buch und steckt es ein).

Koop (bleibt still und wirft nur wütende Blicke bald auf Bergen, bald auf Buhr. Nach und nach beruhigt sich auch Buhr, setzt sich wieder).

Buhr (wieder ruhig): Na jao, Berji, woo es daut aoba, dü haßt ons daoa 'n Deel fäajiläsi, aoba daoa es ji nuscht daoyfon, daut Koop Friesi heet?

Bergen: Dü leetßt ji mie nijh wieda läsi.

Buhr: Dann es daut aoba daoa doch em Boyk?

Bergen: Daut hee Friesi heet? Nä, daut nijh, daut hab etj uk nijh jisajht.

Buhr: Nanü, jißtri ....

Bergen: Nä, etj säd, daoa schtund, daut wie aula Friesi sen.

Buhr (versteht nicht): Waut?

Bergen: Horjh maol häa: Friesi — so heet een dietscha Schtaum, een dietscha Foltjsschtaum. (Buhr versteht augenscheinlich nicht, was ein Stamm ist.) Well, haßt dü aul 'maol fon Preißi jiheyt?

Buhr (lacht): Na Jerji, helßt mie uk fe waut. Preißi sen ji waut wie hia Schwaobi saji.

Bergen (schmunzelt): Na sitßt, aulso wel wie saji dee Preißi sen een Schtaum, dee Schwaobi sen een Schtaum, dee Sakſi sen een Schtaum, dann jeft daut daoa noch mea dietschi

Schtam, doyrunja eena, dee sitj Friesi nant, enn üt aul disi Schtam haft sitj maol Dietschlaund jibildt. Fon disim Schtaum nü, däm friesischin, schtaum wie Minißti auf, soo sajht'it em Boyk.

Buhr: Woo, enn daut es aulis?

Bergen: Jao.

Buhr (enttäuscht): Enn waut halpt ons daut?

Bergen: Well, daut halpt soo fäl, daut dü nü weetßt, daut dü een Dietscha beßt enn nijh een Holenda.

Buhr: Pih! Daut hab etj aul lang jiwißt, daut motßt dü Koop fetali, daut es nämlijh een Holenda.— Isaak räd doch maol 'n bät dotsch (holländisch)!

Koop (ärgert sich, brummt etwas).

Buhr: Woo sädßt?

Koop (prompt): Schaopskop.

Buhr: Sitßt, Jerji, daut's holendsch, op plautdietsch meent daut soofäl aus haujuuduu (how do you do — Guten Tag!)! Es't nijh soo, Isaak?

Buhr (zu Bergen): Aoba wayrom es daut nü met eenmaol so wijhtijh jiwordi, fon woa wie Minißti häa sen. Daoyfon schriewi si aul eegaol en'i Bläda, enn nü haßt dü dan uk aul een gaunzit Boyk äwa daut.

Begen (langsam, während er sich eine Zigarette rollt): Well, woyrom daut wijhtijh es — etj weet nijh, auf etj daut jischeit ertjläri kaun. (Setzt dieZigarette in Brand,tut einige Züge, langsam). It jeft feschiedni Menschi, dee saji: wie habi nü aul scheeni Peyd, leijhti taom Faoyri, schwaowri taom Pleyji, wie habi Schwien, dee Schmolt jäwi, jraod soo fäl aus wie weli, Tjeyj, dee Maltj jäwi, jraod soo fäl aus wie weli, Heena, dee Eia laji jraod soofäl aus wie weli, met eenim Woyt, wie habi daut daoyhan jibrocht, daut wie üt daut Fee daut baßti 'rüt haoli, waut en am beni schtatjt. Soo saji feschiedni Menschi, dee da waut tao saji habi, enn dan, saji si, es'it nü uk maol Tiet, üt'i Menschi mea fon daut'rüt tao haoli, waut en an beni schtatjt.

Buhr: Na nü waoyr etj nieschierijh. Koop, nü pauß op! (Zu Bergen) Waut wel'i si dan nü met dee Menschi aungaoni?

Bergen: Jischeida enn tjleytja maoyki.

Buhr: Isaak, dit jeit die waut aun! (Zu Bergen). Enn woo wel'i si daut aungaoni?

Bergen: Kratjt soo aus bie di Schwien enn bie di Heena.

Koop (empört): Sen wie dan Schwien? Waut rädßt dü doch!

Bergen: Well, nijh jraod Schwien, weens nijh aula, aoba wie sen seßt jraod soo aus dee Tieri, saji si, enn waut fe dee Tieri schtemt, daut schtemt uk fer'i Menschi.

Koop (giftig): Daut es dan wol en Rußlaund soo, bie ons en Canada . .

Buhr: Sie schtel, Isaak.

Bergen: Oomtji Koop, jie hooli Leghornheena, dit Farjaoa fäld jü een junga Haon, jie kuni dijhtbie eenin Barred Rock Haon habi, jie foyri aoba, etj jleew nao Schteinbach, enn haoldi jü eenin Leghorn Haon. Waoyrom deed jie daut?

Koop: Na, soofäl weet etj uk aul, daut een scheepja Haon nijh manki witi Heena heyt, wan dee seli goot Eia laji.

Bergen: Jao, enn kratjt soo es'it uk bie dee Menschi.

Koop (lacht plötzlich laut auf): Seli dee Menschi dan nü uk aunfangi Eia tao laji!

Buhr (lacht laut): Nü tjitjt maol onsin Koop aun, nü fangt dee uk noch aun Witzi tao maoyki. Isaak woa haßt düt daut häa!

Bergen (ärgert sich, bleibt aber äußerlich ruhig) . . . . Jao, enn kratjt oso es'it uk bie dee Menschi. Woyrom laji dee Leghorns, soo aus si fondaoyg sen, soo fäl Eia? Wiel see rejhtijh jipfläjiht enn reihtijh jifoodat wordi, aoba meyschtins, wiel see opaoyt jihooli wurdi enn sitj nijh

met aundri Heenasorti semischi kuni. Sat jie mank jüni Heena nü aoba eenin Barred Rock aoda Wyandott Haon aoda eenin aundrin, dan heyri jüni Heena bool wada op tao laji.

Koop: Jao, daut's bie dee Heena, dee Menschi, daut's gaunz waut aundat. Enn bütadäm, aumTjinjatjriei fält'it bie ons doch wol nijh! Enn soo es daut doch wol jimeent, wan jie fon'i Heenazucht op'i Menschizucht gaoni?

Buhr (lacht laut): Rajht haßt, Isaak, aum Tjinjatjriei fält'it bie ons nijh. Dee wili Hiebat haft oleen aul foyts säwinteen.

Koop (lebhaft): Jao, dee wili Hiebat, aun däm docht etj nijh maol foyts. Jao, dee haft 17 Tjinga, enn daoybie haft hee 'ni ruschi Frü. Enn daut es ji wol dee scheepja Haon mank'i witi Heena.

Buhr (sieht Koop bewundernd an, klatscht ihn anerkennend aufs Knie): Isaak, fondaoyg tjan etj ji die nijh mea!

Koop (fährt überlegen dreinblikkend fort): Woo schtemt daut met dieni Heena, Berji. Nä, nä, Heena sen Heena enn Menschi sen Menschi.

Bergen (unbeirrt): Jao Hiebat haft 17 Tjinja, aoba waut fe Tjinja. Woofäl fon sieni Tjinja sen bot en'i achti Gräd jikaomi?

Buhr (lacht): Na fon'i eyschti 10 es wol mau eent bot'i saßti jikaomi eer'it 14 soll wea. Aoba daoa sen uk aul eefach tao fäl. Wan daoa weinja weyri, wurdi dee fleijht uk bäta levri,

Bergen: Nä, daut wurdi si nijh, äwajins tao fäl Tjinja sen daoa, daut's soo.

Koop: Tao fäl! Dü rädßt uk waut. Tjinja sen een Säyji, enn en'i Schreft schteit: Seut fruchtbaor und mehret eich. — Daut weetßt dü wol nijh, Berji.

Buhr: Dan meenßt dü, Jerji, wan Hiebat weinja Tjinja haud, daowwäyji wurdi dee nuscht jischeida seni?

Bergen: Nä, daut haft daoymet nuscht tao dooni.

Buhr: Na daut jleew etj noch nijh.

Bergen (nach einer Pause): Büa, dü tjanßt dän Schlorijeytzi, 4 Miel ooßt. Es daut nijh een feina Maun?

Buhr: Juubet, daut es'a.

Bergen: Enn dü tjanßt uk sieni Frü?

Buhr: Jao, 'ni schmoki enn 'ni risilweedi Frü. Waut weßt dü fon dee Lied?

Bergen: Enn dü tjanßt uk äri Tjinja.

Buhr: Jao, daut heet see habi wol mau dree jihooli.

Bergen: Woofäl sen an jischtorwi?

Buhr: Na etj weet nijh. Woo es'it, Koop, sen an nijh 'n Schtetj sas doot?

Bergen: Enn disi dree, woo sen dee?

Buhr: Jao, dee Jeytzi haft nijh Jletj met di Tjinja. Dee eeni es 'ni kloyki Mijal, aoba een Tjräpil, enn dee beid Jungis sen een bät weinijh. Eena weet nijh, woo soont dan met eenmaol tjemt, see beid soo jisunt enn jischeit.

Koop: Daoa es nijh dit aoda daut, daut haft eefach soo seni sult.

Bergen (schüttelt langsam den Kopf): Nä, daut saul nijh soo seni, daut dwautschi Tjinja tao Welt kaomi. Enn etj jleew, etj weet, woyrom daut bie Jeytzis soo es.

Buhr und Koop (sehen Bergen fragend an).

Bergen: Waut es dee Jeytzis fer'n Dochta?

Koop: See es Klaoßis Dochta, fon dee Klauvaklaoßis.

Bergen: Klauvaklaoßis! Soo heeti dee?

Buhr (lacht): Jao, Klauvaklaokis. Dee heeti soo, wiels daut it bie an niemaols klauvad. Dee haoldi siti aul äri Tjinja üt Winnipeg üt'm Tjinjahüs. Bie an flowch dee Aotbaoa ema febie.

Bergen (lacht): Klauvaklaoßis he? Daut wißt etj nijh, etj wißt mau,

daut see mau aulis hanjinaomni Tjinja haudi. Dan weet aulso uk tjeena, waut dee Jeytschi se Elri haud.

Buhr (lacht): Nä, dee Tjinja em Tjinjahüs tjeni daut nijh naofetali, wäa äri Elri sen.

Bergen: Daut es'it jraod, daoa jraod wel etj han. Wäa soon Tjint nemt, weet niemaols, waut'a trijht. Hee weet nijh, waut daut fe Menschi jiwaßt sen, fon dee daut Tjint aufschtaumt. Auf daut Dietschi aoda Enjlenda, Franzosi aoda Rußi, Jüdi aoda Hefbrieds (Mischlinge) sen enn auf daut nijh Febräytja, Süpasch aoda Hoyrasch jiwaßt sen. Soon Tjint kaun dan jisunt enn uk kloyk seni, aoba en sieni Tjinja wießt sitj dan met eenmaol wada daut ooli Laußta. Enn soo jeit'it Jeytzis.

Koop (wendet sich ab, schlägt mit der Hand).

Buhr (sieht Bergen ungläubig an): Daut's mie waut Nieit.

Bergen: Jäft maol Aobacht. Wie habi hia mank onsi Minißti aul fäl sooni, dee da aundri jifriet habi, Nijhminißti: Dan waoa jie seeni, daut op fäli Schtädi met'i Tjinja waut nijh schtemt.

Koop (kurz): Jleew etj nijh, jleew etj gaoynijh. Titj doch maol bie Fraunz Baoyjis. Dee äri Tjinja fält nuscht, enn daoybie wea see 'ni Luteerischi.

Buhr: Jao, daut's rajht, dee habi wol jischeidi Tjinja, en'i Schaol ema dee eyschti. Enn see wea 'ni Luterischi, see wea noch fon Dietschlaund jikaomi.

Bergen (lächelt): Dan wea see aulso kratjt soon Mensch aus wie. Enn daut es ji jraod, waut etj saji wel: een Dietscha saul 'ni Dietschi friei, enn bloß 'ni Diteschi.

Buhr (fängt an den Zusammenhang zu begreifen): Enn wan wie Friesi sen, dan sen wie Dietschi?

Bergen (schmunzelnd): Jao, wäa daut soolang noch nijh jiwißt haft, daut hee 'n Dietscha es enn eyscht noch weeti mot, fon woonim dietschin Foltjsschtaum hee aufschtaumi deit, dee jaul sitj dit Boyk maol naoda aunseeni, fleijht finjt'a daoybeni, daut hee een Friesi es, enn dan es'a äwint uk Dietscha.

Buhr: Na, daut's bie mie wol nijh soo sea needijh, aoba met Koop, daut sit mie aul schwiyja, daut's ji een Holenda. (zu Koop gekünstelt ernst), Isaak, weetßt waut, Jerji haft mie fondaoyg soo enjigrüllt, wan dü noch ema Holenda beßt, dan hool dü mau dieni Tjinja fon nü aun tüs enn laot si nijh nao mie, etj wel mie daut Büajischlajht nijh fedaoywi laoti.

Bergen (lacht): Na met jüni beid Femielji sit mie daut nijh schwierijh, daut wea soogaoa goot, wan jü jie femischti.

Buhr (gemacht empört): Na hee es doch aoba Holenda!

Bergen: Daut Holenda seni, daut es mau 'ni Krankheit, dee tjemt üt'm Tjrijh. Wie Rußlända weyri uk aula frank daoyraun, aoba daut schetjt sitj wada.

Buhr: Meenßt dü, daut sitj daut uk met Koop noch wada schetjt.

Bergen: Jao schur, daut jeft sitj uk met Koop wada.

Buhr (beruhigt): Na, Isaak, dan laot dieni Tjinja mau wada kaomi.

Bergen (lacht, steht auf): Aoba nü mot etj gaoni. Goodnacht!

Buhr (grüßt): Schaopszaogil!

Bergen (überhört es).

Koop (sieht Buhr fragend an): Waut meent daut?

Buhr (lacht): Na, es daut nijh op holendsch: Goodnacht? (Spöttisch) Uk een Holenda!

Koop (als Resümee zur ganzen Unterhaltung): Ferretjt, gaunz ferretjt!

Buhr: Wäa es ferretjt?

Koop: Jie aulibeid. Dü uk Berji met sienim Boyk.

Buhr (wird ernst, sinnend): Nä, Koop, daut met dee Schwien, enn met dee Heena, enn met däm Schlorijeyk-

zi enn met dee Friesi, daoa waoyt doch wol waut daoyhinja seni....

Koop (steht hastig auf): Schaops-kop!

Buhr (erhebt sich ebenfalls, hebt die Hand zum Gruß): Schaopszaoy-gil!

PETER KLASSEN

Daut tjemt fom canädischen Tjliema

Aus etj nao Canada maol kaum,
Wea, waut mie 't meyschti Wunda naum,
Daut jidamaun, auf tjlien, auf groot,
Met mie sitj schtald op goodim Foot.
— Enn jieda — docht etj — mot mie hia tjani,
Seßt wurd hee nijh „dü" enn nijh „Peeta" mie nani! —
„Woo jeit 'it, Peeta? Hau die „du"?
„Woo jeit't dee Tjinja? dieni Frü?" —
„Ao, 't jeit," säd etj, „enn woo jeit't An?"
Enn schtratjt taom Grus dee Haund am han....
Dee wurd mieni Haund jiwes doch nijh seeni....!
Enn etj — jao etj docht: „Dee deit sitj waut meeni!"
Enn faoyki docht etj: „Sen dee blind?"
Es daut wol Aunschtaunt, wan een Tjint.
Mie rädt met „dü" enn „Peeta" aun,
Enn dentjt, it es een groota Maun?!
Wan daut mau mieni Tjinja hia weyri,
Etj wurd an daut „See" enn dän Aunschtaunt aul leeri."
Boolt tiyn Jaoa hab etj si heyt —
Daut „dü" enn „Peeta" — dwautschi Weyd!
Noch tjenim ha 'tj si aufjiwant.....
Fom eyjnin Tjint waoyr'tj soo jinant.
Enn weyr't nijh taom Lachi — wurd schratjlijh etj raoyri;
Fe Bos kün'tj fondaoyg üt'i Hüt mie noch faoyri.
Ons aula jeit't ji hia mau knaup.
Dee bilji Pries enn schlajhta Kraup....
Met eenim Woyt: aus wajh dee Schnee,
Reytjt Hauns dee Betjs knaup bot'i Tjnee.
Soo'n twee Jaoa haud hee dee Betjs aul mußt draoygi
Dee Jung wul daoyräwa fetwiewli 'n fezaoygi.
Ut'n oolin Smok schneet Ma am too
'Ni Betjs, dee reytjt bot op'i Schoo.
Enn aus see dee eyscht toopji neit,
Wea schtolt ons Jung, groot sieni Freid:
„Tjitj Faoda, woo fein dee Lempi sitj laji!
Nü sie'tj groot enn kaun tao die „Peeta" saji?"
Dee jratri Tjinja 'n mieni Frü,
Dee lachti meißt tao Schaund sitj nü....!
„Däm ha'tj doch feinin Aunschtaund leyt,
Haft hee" fraoyg etj, „fon jünt daut heyt?"
„Fon ons!" sajht dee Mitsch, „Nijh 'n blaußin Schima;
Daut „Peeta" enn „dü" tjemt fom canädischen Tjliema!"

A. P. KLASSEN

Der Nordpol

Als ich in Nikolaipol in die Zentralschule ging, teilte ich meine Freunde je nach der Art der Freundschaft in verschiedene Kategorien. Da waren Schwimm-, Schlittschuh-, Ballspiel-, Elektro-experimentier-, allgemeinwissenschaftliche und allgemeine Freunde. Einer war mein Ljermontowfreund. Alle ließen sie sich aber nicht so einfach unterbringen. Dies war die Kombinationssorte wie z. B. Peters.

Mit ihm und noch einem Kameraden war ich immer der erste und der letzte auf dem Eise. Einst war die Tränke gegenüber der Schule zum ersten Male zugefroren. In der Mittagspause griffen wir drei nach unsern Schlittschuhen und eilten über die Straße nach dem Eis. Wie eine Spiegelfläche lag es vor uns. Als wir uns behutsam auf's Eis begaben, waren die Nr. 1er (Nikolaipoler) Schüler von ihrem Wege zur Schule herbeigekommen und deklamierten: „Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis." Wohl bog das Eis stark durch und wölbte sich wie eine Welle vor uns auf, wohl schnitten die Schlittschuhespitzen beim Abstoßen oft durch, aber zum Klappen mit dem Gedichte kam es jetzt nicht, und auch später nie.

Dieser Peters war auch mein Büchergenosse. Hatte jemand von uns ein gutes Buch gelesen, so wurde letzteres auch dem andern empfohlen und nachher gemeinsam besprochen. Zu diesem Bunde gehörte noch Isaak. Andererseits war Isaak aber auch mein Chemiefreund. Unter anderem kamen wir darauf, das Rezept für Schießpulver nachzuprüfen. Mehrere Proben waren nur sehr mangelhaft ausgefallen. Daraus folgerten wir, das Pulver müsse eben unter Luftabschluß wie in der Flinte entzündet werden. Es war auch bald ein Rohr auf ein Stück Holz gebunden, geladen und sollte gerade, auf die Tür gerichtet, abgeschossen werden, als diese aufflog und der leitende Lehrer sichtbar wurde. Aber nur für einen Augenblick. Die Lage sogleich erfassend, hatte er hinter der blitzschnell geschlossenen Tür Deckung gesucht. Als die Gefahr vorüber war, trat der Lehrer, gemessenen Schrittes, aber aufgeregt, wieder ein. Wir wurden nicht physisch vermahnt, aber gut ging es trotzdem nicht. Alte Geschichte: die Erfinder haben ja von jeher mit Hindernissen zu kämpfen gehabt!

Also diese Isaak, Peters und ich hatten über Nansen's Polarfahrt gelesen und ergingen uns immer wieder in Erörterungen dieses Themas, bis wir selbst eine Nordpolfahrt geplant hatten. Gleich konnten wir unser Vorhaben nicht ausführen; denn wir waren noch zu klein, hatten noch zu wenig Taschengeld, und außerdem mußten ja noch verschiedene Vorbereitungen getroffen werden. Als erstes besprachen wir, was alles mitzunehmen sei. Das waren Schlittschuhe, Sprengstoff, Eßwaren, Schmalz (zum Einfetten des Gesichts als Schutz gegen Kälte), warme Kleider, viel Bücher, Meßinstrumente (den Kompas hatten ich schon an meinem Uhranhängsel), Bibel, Logbuch. Schreibmaterialien, Stricke, Aexte, Schaufeln und noch vieles anderes, das ich vergessen habe, da ich in der Polarforschung nicht mehr so auf dem laufenden bin. Natürlich müßte man auch mit Amundsen und mit Peary in Verbindung treten.

Es war im Winter und ein stürmischer Tag, als wir besonders stark mit unseren Beratungen beschäftigt waren. Da wurde es uns aber klar, daß wir mit bloßen Sitzungen nicht

nach dem Nordpol kommen könnten, unsere Vorbereitungen müßten reellere Formen annehmen. So beschlossen wir — es war Sonntag — diesen rauhen Wintertag dazu auszunützen, uns gegen die Naturgewalten abzuhärten. Wir zogen uns also die Galoschen und Handschuhe an, setzten die Schildmützen auf und begaben uns auf die Wiese, die sich von Nikolaipol bis weit hinter die Anhöhe erstreckte. Durch den tiefen Schnee schritten wir munter dem höchsten Platze, einem Hügel auf der Anhöhe zu. Zu Hause pflegten wir die Unterhaltungen über unsere bevorstehende Nordpolfahrt im Flüsterton zu führen; denn noch brauchten es nicht alle zu wissen. Sie würden's ja später schon in den Zeitungen und Büchern lesen können. Hier draußen aber war das nicht mehr nötig, ja hier ging das überhaupt nicht. Der Wind heulte uns um die Ohren, riß uns jedes Wort vom Munde weg und schleuderte es fort. Die Verständigung war schwer. Jedes Wort mußten wir uns zubrüllen. Es wurde denn auch nicht zu viel gesprochen, sondern mehr abgehärtet. Von dem Wenigen war das Wichtigste, daß wir auf dem Nordpol eine Flagge errichten müßten. Wir hatten den Wind im Rücken, und er brachte uns daher trotz des tiefen Schnees oft zum Laufen. So kamen wir unserem Ziele schnell näher.

Bei unserer Ankunft lief Isaak vor auf den Hügel und schwang sein Taschentuch als Polarfahne. Ein heftiger Windstoß riß dem übermütigen Jungen die Schildmütze vom Kopfe, warf sie den Hügel hinab, stellte sie auf die Kante und trieb sie mit sich fort. Flugs wurde die Fahne wieder eingezogen, und es begann eine tolle Verfolgungsjagd. Wir mochten laufen, so sehr wir wollten, der Vorsprung der rollenden Mütze wurde immer größer und größer. Wie ein Rudel Wölfe stürmten wir hinterher. Das Blut geriet in Wallung und steigerte die Gefühle. Das Rufen und Schreien während der wilden Hetze schlug bei Peters in's Lachen über. Das reizte den ohnehin erregten Isaak nur noch mehr. Aber jedesmal, wenn er sich auch nur für Augenblikke umwandte, um zu protestieren, wurde die Situation kritischer. Das Lachen verstärkte sich, die Wut wuchs, und der Vorsprung der davoneilenden Mütze wurde immer größer. Dieser krasse Kontrast! — hier ein in Lachen aufgelöstes — dort ein zornentstelltes, von zerzausten Haaren umzüngeltes Gesicht, hier ein unbändiges Wiehern — dort ein verzweifeltes Wutschnauben. Mein Seelenzustand war der denkbar unstabilste, und ich brüllte in meiner Kopflosigkeit immer dazwischen: „wpierjodd! wpierjodd!" Mit der Zeit wälzte sich Peters hysterisch lachend im Schnee, während Isaak wie eine kochende Dampfmaschine seiner Mütze nachraste. Schließlich verfing diese sich in einem mächtigen Kuraistrauch.

Seit der Zeit haben wir nie mehr über den Nordpol gesprochen. Nimmt man eine gute Weltkarte zur Hand, so wird man finden, daß der Nordpol auch heute noch nicht restlos erforscht ist. Und warum nicht? Wegen Isaaks verflixter Mütze. Ist das nicht zu dumm? Ja, ja, kleine Ursachen haben große Wirkungen.

Wies weinja aus dü beßt
Enn sie mea aus dü wießt.

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine jungen Freunde!

Noch eine Woche wie die letzten 4 Tage und Onkel Peter hat sich in Schweiß aufgelöst. Jetzt gerade zeigt das Thermometer wieder 96 Grad. Das Blatt, auf dem ich dieses schreibe, klebt an meinem Arm fest, und die Hand rutscht nicht. Bei solcher Hitze kann man es sich schon vorstellen, wie es bei Euch im Chaco sein muß, wenn es da Winter ist. Ob es auf der Welt noch irgendwo schönere Plätze gibt als der Chaco und Manitoba? Wenn ich mich darauf verlassen kann, was ich in der Schule lernen mußte, so soll es solche Plätze geben. Wie wir da wohl hinkommen! —

Vorläufig lesen wir uns aber noch erst

Eine Seeräubergeschichte

Von G. G. Wiens.

Hendrick Waterkant wußte kaum noch warum er so hieß. Seit fast 200 Jahren waren seine Vorfahren schon von der Wasserkante fort. Über Preußen und Rußland waren sie nach Amerika gekommen. Hendrick war 12 Jahre alt und ein herzensguter, phantasiebegabter Junge, welcher viel las. Er las besonders viele Abenteuergeschichten in deutscher und auch in englischer Sprache. Das Meer hatte es ihm in ganz unerklärlicher Weise angetan. Und doch war er selber nie auf dem Meere gewesen. Er hatte nie ein Meer gesehen. Schon vor drei Jahren hatte er seiner Mutter allen Ernstes gesagt, er wolle entweder Seeräuber oder Missionar werden. Dafür hatte er von seiner älteren Schwester, Annemarie, viel Hänseleien auszuhalten. Wie er älter wurde, sprach er weniger davon, aber tief im Herzen lebte die Idee stark weiter. Bücher, wie Robinson Crusoe. Der fliegende Holländer, Treasure Island, u. a. verschlang er mit Heißhunger. Ja, ich hätte es bald vergessen zu sagen: er war sehr kitzlich.

Sein Vater hatte nichts gegen sein Lesen, aber wenn er darüber seine Pflicht versäumte, dann gab es schwer Wetter im Hause, auf dem Hofe oder im Felde. Hendrick las aber auch für sein Leben gern, und wenn er nicht lesen konnte, wie z. B. beim Pflügen oder Kultivatorfahren, dann lebte er die gelesenen oder auch ganz frisch ausgedachten Geschichten in Gedanken durch. Das machte ihn aber oft geistesabwesend. So geschah es einmal, daß er in der Schule während der Geometrie-Stunde irgendwo in den Südseeinseln mit anderen Seeräubern in ein blutiges Gefecht geraten war; denn er mußte doch die blauäugige Prinzessin von den schlechten Seeräubern befreien und ihnen auch den großen mit schwerem Kupfer beschlagenen Kasten voller Gold Dublonen, welcher auch der Prinzessin gehörte, wieder abjagen. Daß es überhaupt keine guten Seeräuber gibt, wußte er damals noch nicht. Und der Prinzessin Augen waren veilchenblau .... Da, ganz plötzlich, ruft jemand ihn beim Namen. Erschrocken fährt er auf. Der Lehrer hat gefragt: „Was ist eine grade Linie?" — Hendrick war so bestürzt, daß ihm einfach nichts Gescheites einfiel, welches in diesem Falle hätte als Antwort dienen können. Hilfesuchend irrte sein Blick bis zu der anderen Seite des Schulzimmers und traf gerade in Trudel Reimers veilchenblaue Schalkaugen. Die ganze Klasse weidete sich an seiner Herzensangst. Das war doch die leichteste Frage, die es in der ganzen Geometrie gab. Die

konnte einfach ein jeder beantworten. Nur unser Träumer nicht. Nachdem Trudel sich den armen Wurm einen Augenblick angeschaut, blitzte es in ihren Schalkaugen auf, und sie machte rasch mit ihren Daumen und den Zeigefingern das Zeichen eines Dreiecks. Glückstrahlend platzt Hendrick mit der Antwort heraus: „Ein Dreieck." — Na ja, da platzte ja dann auch wohl sonst noch was. Die ganze Bande brach in ein schallendes Gelächter aus. Das Unheil war geschehen. Wenn seine Mitschüler später den Hendrick mal ärgern wollten, dann brauchten sie nur mit den Fingern das Zeichen eines Dreiecks zu machen, und das Aergern kam ganz von selbst. Und das hatte die Trudel ihm angetan. Ihm kamen allerlei Rachegedanken. Aber, wie kam es nur, daß sie genau solch veilchenblaue Augen hatte, wie seine Traumprinzessin?

Ein andermal sollte Hendrick die junge Bastan mit dem Kultivator kreuz und quer durchfahren und hernach mit der Hacke rundum die Melonenstauden das Unkraut weghacken. Doch seineGedanken waren immer bei dem neuen Buch, welches sich in der Tasche seines Rockes befand. Als er wieder bis zu der Ecke kam, wo der Rock am Rain des Ackers lag, hielt er still. Nur hineinschauen wollte er, ob es auch von Schiffen und Seeräubern handele. Es tat. Die Pferde schienen ja auch mit der Sache einverstanden zu sein. Er hielt dort länger an, als er sollte. Sein Vater überraschte ihn. Es gab heftige Schelte. Zur Strafe sollte er einen ganzen Monat, außer zur Schule und Kirche, nirgends hingehen. Das war harte Strafe, aber er wußte, daß er sie verdient hatte. Als er am nächsten Tage in der Hitze und im Staube seine Bastan hackt, kommt der Nachbar auf dem Waldweg gegangen und fragt leutselig: „Na, Hendrick, waut tjrijhßt dü fet Hati?" — Hendrick antwortete im verdrießlichsten und prosaischsten Plattdeutsch: „Nuscht, wan etj it doo, on Schmäa, wan etj it nijh doo."

Also zuhause bleiben mußte Hendrick am nächsten Sonntag. Schwester Annemarie kam wie gewöhnlich zu Hilfe. Die Eltern waren auf Besuch gefahren. Annemarie hatte eine Anzahl Knaben und Mädchen eingeladen, und es sollte herzhaft gespielt werden. Trudel Reimer kam auch. Jetzt wollte Hendrick sich an ihr rächen. Er nahm die Knaben allein in den Stall, und sie schmiedeten den schwarzen Plan. Im Hinterhof befand sich der Obst- und Gemüsekeller unter einem dicken Strohdach. Hierhin wollten sie die Trudel locken, sie in das Kellerhäuschen stecken, die Tür von außen zuschließen und nicht eher aufmachen, bis Trudel sehr, sehr um Verzeihung bitten würde. Daß Annemarie hinter der Bretterwand stand und jedes Wort hörte, merkten die Jungen nicht. Die geht jetzt hin und schmiedet mit den Mädchen sofort einen Gegenplan. Sie verrät den Mädchen, daß ihr Bruder ungemein kitzlich ist. Trudel soll tun, als ob sie sich nicht wehre, aber gerade ehe Hendrick sie ins Kellerhäuschen schiebt, soll sie ihm plötzlich mit beiden Händen beide Seiten kitzeln. So wie er anfängt zu lachen und zu schreien, sollen zwei andere Mädchen ihn rasch durch die offene Tür schupsen, und die vierte soll dann fix die Tür von außen zuschließen. Dann wollen sie alle mit dem Schlüssel davon laufen. Der Plan arbeitete vollkommen. Der große Seeräuber war überlistet und lag gefangen im fistern Kerker. Und das hatte ihm seine .... das Mädchen mit den Veilchenaugen wieder angetan. — Hendrick mußte sehr klein beigeben, ehe die Mädchen ihn heraus ließen. Wenn er später die Mädchen auf der Straße traf, überhaupt, wenn da mehrere beieinander

standen, ging er gerne im weiten Bogen um sie herum.

Totmüde kommt Hendrick eines Abends vom Felde nachhause. Schon beim Ausspannen der Pferde roch er die gebratenen Kartoffeln. Und die Annemarie hatte sie ihm so gebraten, wie er sie am liebsten hatte: in Scheiben geschnitten und an einer Seite gebräunt. Dazu frische Dillgurken. Nach dem Abendbrot setzt er sich noch ein Weilchen auf den Beischlag und lauscht dem Rauschen des Nachtwindes in den großen Rüsterbäumen beim Hause. Auch nachdem er zu Bett gegangen, dringt dies geheimnisvolle Rauschen durch das offene Fenster in sein Schlafzimmer .... Wie war das doch? Das Rauschen war ja gar nicht hoch oben in den Bäumen. Das war unter ihm. Das war Wellenrauschen. Er befand sich auf seiner Fregatte „Leif Erickson." Er war Kapitän des Schiffes. Er hatte große Stulpstiefeln an. Um seinen Leib war eine vielfarbige seidene Binde mehrmals gewunden. Darin steckten ein Paar Pistolen und ein Dolch, und an seiner linken Seite hing ein großer Säbel. Ein rotes Tuch war turbanähnlich um seinen Kopf gewickelt. Auf jeder Seite des Schiffdecks befanden sich sechs mörserartige Kanonen, und daneben lagen die fünfzölligen eisernen Kugeln pyramidenförmig aufgestapelt. Auf der rechten Seite der Fregatte war eben mit dem Deck ein kleiner Beischlag, drei mal vier Fuß, ausgebaut. Hier hatte Hendrick seinen Stand. Von hier aus kommandierte er das Schiff, und von hier aus lenkte er die Schlacht. Er und seine 24 Mann waren alle sehr bewaffnet.

Der Späher im Mastkorb ruft herab: „Schiff, ahoi! Stracks Nordwest bei Nord." — Als das Fahrzeug näher kam, sahen sie mit Erstaunen, daß dasselbe weder ein Kriegs- noch ein Handelsschiff, sondern eine prachtvoll ausgestattete Privatjacht war. Nach kurzem Rat werden die Seeräuber sich einig, die Jacht zu kappern und die Eigentümer gefangen zu nehmen. Sollten dieselben beweisen können, daß sie anständige Menschen seien, so sollte ihnen kein Leid geschehen. Nächst Tapferkeit sollte strenge Manneszucht Hauptregel sein. Sollte die Bemannung der Jacht aber Spitzbuben und Frauenräuber sein, dann sollte sie auch demgemäß behandelt werden. Auch würde man ihnen in dem Falle alle Kasten voller Gold und Edelsteinen einfach wegnehmen. Beide Schiffe waren jetzt schon ganz nahe bei einander. Durch das Sprachrohr erscholl Hendricks Stimme: „Klärt des Deck. Zwölf Mann an die Enterhaken. Zwölf Mann an die Kanonen. Von Anfang hoch schießen. Los!" — Mit großem Donner schießt man eine Kugel durchs Takelwerk der Jacht, und bald darauf fallen zwölf große eiserne Enterhaken und beißen sich in die Verbrüstung der Jacht ein. Eine Fallbrücke wird geworfen und Hendrick springt mit gezogenem Säbel darüber hinweg aufs Deck des schmucken Schiffes. „Ergebt euch auf Gnade oder Ungnade, oder ihr seid alle des Todes." Alle halten ihre Hände hoch. In diesem Augenblick erscheint plötzlich ein junges Mädchen in der Salontür. Hendricks Mund bleibt vor Schrecken und Staunen weit offen stehen. Das ist ja das Mädchen mit den Veilchenaugen. Und ehe er es sich versieht, packt sie ihn in die Seiten und kitzelt ihn nicht von ungefähr. So wie Hendrick nun laut auflacht, schupst sie ihn samt Krummsäbel durch die Salontür, schließt rasch zu und wirft den Schlüssel ins Meer. Sie hatte den Seeräuber kommen sehen und erkannt. Ihr Verteidigungsplan war sofort fertig und wurde promt ausgeführt. Darauf trat sie vor die verblüften Seeräuber

und sagte: „Wenn ihr nicht augenblicklich mein Schiff verlaßt, widerfährt eurem Befehlshaber was Schlimmes.“ Alle gingen zurück auf ihr Schiff. Darauf holte sie schmunzelnd einen zweiten Salonschlüssel aus ihrer Tasche, schloß die Tür auf und ging ganz allein hinein. Hier stand der noch immer ganz verdutzte Hendrick und schaute beschämt vor sich nieder. Sie nahm ihm alle Waffen ab und drohte, daß sie ihn unbedingt wieder kitzeln würde, sollte er ihr Widerstand leisten. Hendrick durfte gehen, aber seine Waffen hielt sie zum Andenken ....

Verwundert riß Hendrick seine Augen auf. Die Sonne schien recht freundlich in sein Zimmer. Seine Mutter stand an seinem Bett und fragte besorgt: „Was ist nur los mit dir? Du hast im Schlaf gelacht, als ob du nicht ganz gescheit seist. Steh rasch auf, es ist Zeit ins Feld zu fahren.“ Beim Frühstück flüsterte Hendrick seiner Mutter zu: „Weißt was, Mutti, ich hab das Seeräuberhandwerk ganz aufgegeben; denn ich bin einfach zu kitzlich dazu.“ Und Missionar ist er auch nicht geworden. Trudel Reimer hatte nämlich gemeint, Hendrick solle nichts anderes als ein guter Farmer werden.

Einst und jetzt / Von J. P. Klassen

Einstmals dicke Aehren
Wogten sich im Feld,
Gleich den großen Meeren
In der weiten Welt.
Reichbeladne Wagen,
Nicht voll Disteln, Dorn,
Hatten schwer zu tragen
Heim das viele Korn.
    Starkgebaute Pferde,
    Gut gepflegt, ernährt,
    Stampften wild die Erde,
    Wenn's zu lange währt'.
    Und es dauert nicht lange
    Voll die Böden sind,
    Und um Nahrung bange
    War wohl keinem Kind.
Nie vergebens baten
Arme in der Not,
Denn die vielen Satten
Brachen gern das Brot.
In den Wintertagen
Wars so wunderschön!
Kleider, Brennungsfragen
Blieben ferne stehn.
    Jetztund sind die Felder
    Wüst und unbebaut,
    Ausgetilgt die Wälder,
    Wohin man auch schaut.
    Und die Wagen knarren,
    Um das magre Korn
    In den Hof zu fahren,
    Fast nur Disteln, Dorn.
Und die schwachen Pferde
Beugen müd das Haupt
Tiefgesenkt zu Erde
Matt und ganz bestaubt.
Heute so wie morgen
Liest vom bleich Gesicht
Du nur lauter Sorgen;
Nacht! nur Nacht! kein Licht.
    Hungrige, o Jammer,
    Irren abgezehrt,
    Mancher in der Kammer
    Seufzt, wird nicht gehört.
    Winter, bleibe ferne,
    Du mit Frost und Schnee,
    Hatten einst dich gerne
    Jetzt bringst Ach! und Weh!
Plündernd ziehen Horden
Durch das ganze Land,
Und durch Rauben, Morden,
Gings aus Rand und Band.
Hunger, Elend, Seuchen
Bracht' die Menschen um;
Tränen, Kummer, Leichen
War der Freiheit Ruhm.

Die Mennoniten in aller Welt

Deutschland

— Die mennonitische Realanstalt am Dannersberg, Weierhof, wurde auf Anregung der Nationalsozialistischen Partei an den Kreis Pfalz übereignet, um zu einer neunklassigen nationalsozialistischen Erziehungsschule ausgebaut zu werden. Der Anstaltsverein konnte sich nur schwer zu diesem Schritt entschließen, aber da im Falle einer Absage eine neue Schule gegründet werden sollte, die über mehr Mittel verfügen würde, und andererseits bei Übergabe der Schule diese aus einer sechsklassigen zu einer Vollanstalt mit Reifeberechtigung ausgebaut werden soll, so wurde man sich schließlich einig, die Schule abzugeben. Laut der Übereignungsurkunde bleibt die Möglichkeit bestehen, daß mennonitische Schüler besonderen Religionsunterricht erhalten. Zur Zeit ist die Anstalt von 282 Schülern besucht, darunter 24 Mennoniten. (Nach dem „Menno-Blatt").

Brasilien

— Über die Lage in Auhagen (Stoltz-Plateau, die zweite mennonitische Ansiedlung, die sich ganz aufzulösen drohte) schreibt die „Brücke":

Doch werden oben die Hände nicht in den Schoß gelegt. Ein großer Teil derer, die dort geblieben sind, gehet wieder mit Mut und Hoffnung ans Werk. Wir werden, wenn erst die Zeit gekommen ist, über die endgültigen Entscheidungen berichten. Heute nur soviel, daß von den rund 100 Familien, die seinerzeit auf der Serra ansiedelten, noch 42 geblieben sind. Von denen, die Santa Catharina verließen, sind fast alle nach dem Nachbarstaat Parana gegangen.

— Statistisches vom Krauel:

Personenstand: männlich 463, weiblich 448, davon Kinder unter 12 Jahren 338, von diesen geboren nach dem 1. November 1933 107. Total 911.

Tiere: Pferde 201, Kühe 391, Zuchtstiere 8, Ochsen 20, Jungvieh 381, Schweine 8837, Maultiere und Esel 17, Hühner 3007, Enten und Paten 659, Bienenstöcke 500.

Geräte: Zweispännerwagen 67, Einspännerwagen 17, Pflüge 13.

Pflanzung: Gefällter Wald in ha 1036, davon Weide in ha 367, Aipim in tausend Stock 1525, Mais in Sack a 60 kg 3344.

Obstbau: Einheimische 1752, europäische Obstbäume 2093.

(Die Brücke)

— In derselben Nummer der „Brücke" lesen wir unter: „Die Bundeskonferenz:" Die Mennoniten Brasiliens sind daran gegangen, sich eine Organisation zu schaffen.

Auf der Versammlung der Vertreter herrschte ein guter Geist. Natürlich ist mit dieser 1. allgemeinen Kirchenversammlung erst der Anfang gemacht. Es werden noch Hindernisse zu wirklich einmütiger Arbeit hinweggeräumt werden müssen. Es muß auch noch über einige Punkte Klarheit geschaffen werden. Unsere Organisation muß auch erst in den Herzen unserer Leute recht Wurzel schlagen. Wenn nur bei allen, den mit dem Werk Beauftragten und den Gemeinden der aufrichtige Wunsch ist, dem Ganzen zu dienen!

— Über die diesjährige Ernte schreibt der Brückenwart: Die Ernte, besonders die Maisernte, macht uns ja

nicht nur Freude, hin und wieder auch etwas Sorge. Wir haben im Frühling nicht damit gerechnet, daß der Mais im Preise so sehr anziehen könnte. Jetzt sind die etwas in Verlegenheit, die sich viel Mais hinzukaufen müssen. Andererseits ist in diesem Jahr auch die Kaufkraft etwas angestiegen. Jedenfalls lassen wir uns auch trotz einiger Sorgen die Freude an Gottes Güte nicht nehmen. In den nächsten Wochen soll in unserer Stärkefabrik die Arbeit beginnen. Wir freuen uns auf dies neue Werk.

Paraguay

— Dem „Menno-Blatt" entnehmen wir das Folgende:

Unsere Entkernungsanlage konnte am 22. April versuchsweise in Betrieb gesetzt werden. In den nächsten Tagen soll nun mit der Entkernung der Baumwolle begonnen werden.

— Als Schullehrer fährt in dieser Woche nach HorPueta bei Concepcion der Jüngling Martin Dürksen, Absolvent der Schönwieser Zentralschule. Außer den Mennonitenkindern dort, kommen auch die Kinder der benachbarten Reichsdeutschen (wohl 10 Familien) in Frage. Dem jungen Lehrer sei auch von uns aus viel Mut und Erfolg für seinen Posten gewünscht! —

— Ihr Examen in Spanisch, haben alle unsere drei Jünglinge, die vor Jahresfrist nach Asuncion gingen, nun bestanden. Sie haben unter schweren Verhältnissen, indem sie Tages ihre Posten bei großen Firmen bekleideten, an den Abenden tüchtig Spanisch gepaukt. Nun besuchen sie vormittags die Deutsche Schule in Asuncion und arbeiten einen halben Tag in den Handelshäusern, um sich ihre Kost und Logis zu verdienen.

— Ihre weitere Bildung erhalten ferner auch in Asuncion Frl. Grete Wieler in der Deutschen Schule und Jüngling J. Walde im Colegio International. Erstere hatte ein Jahr und letzterer 4 Jahre die Schönwieser Zentralschule besucht.

— Einen erwachsenen Jaguar erlegte durch einen Kugelgewehrschuß der Auhagener Jüngling G. Fröse. In jenem Dorfe hausen die großen Raubkatzen schon längere Zeit und manche Füllen oder Rinder sind ihnen schon zum Opfer gefallen. Es ist daher auch gut verständlich, wenn das Dorf dem glücklichen Schützen laut Beschluß eine Prämie von 500 Pesos überreicht. Es müßte auch vom Amte so gehandhabt werden. Das hübsche Fell dürfte auch an 1000 Pesos einbringen.

Mexiko

— Aus Mexiko wird an die „Steinbach Post" geschrieben: Die Verhältnisse sind noch immer nach alter Gewohnheit, fast alle Tage ist Ausruf; gestern war in Waldheim und nächste Woche soll in Blumengard. Wie es sich hört, dann sollen hier jetzt wieder alle Freiheiten sein und auch von Diebstahl sollen wir befreit werden, was nach meiner Ansicht aber ganz unmöglich ist.

— Ein anderer schreibt: Ausrufe finden noch immer viele statt, da viele zurück nach Canada gehen. Es kostet ziemlich Geld und Zeit, da von den einzelnen Auswanderern **vollständige** Pässe verlangt werden. Jede Person von 16 Jahren und darüber muß selbst einen Paß haben. Wer dort geboren oder getraut, muß selbige Beweise von Canada haben; wer hier getraut worden ist und für Kinder, die hier geboren sind, müssen auch gerichtliche Beweise geliefert werden; dazu Strafe gezahlt werden.

Verschiedenes

Mennonitisches Schrifttum

Folgende Bücher sind durch den Warte-Verlag portofrei zu beziehen:

Heinrich Schröder. Auslanddeutschtum in der Schule (36 Seiten, 13 Bilder) .... $ .50

Heinrich Schröder. Rußlandfriesen. (128 Seiten, 23 Bilder, 7 Karten) .... $ 1.25

Dr. Walter Quiring. Deutsche erschließen den Chaco. (208 Seiten, reich illustriert, geb.) Preis etwa $ 2.25

(Da die Bücher noch nicht hier sind, konnte der Preis nicht fixiert werden.)